Ein Erbprinz.

Roman

von

J. D. H. Temme.

Erster Band.

Leipzig,
Verlag der Dürr'schen Buchhandlung.
1878.

1.

Das Residenzschloß lag dunkel und still in der Dunkelheit und Stille des Novemberabends. Seine weite und hohe Façade zeigte selten ein erleuchtetes Fenster; wo man eins sah, ließen dichte Vorhänge nur einen matten Schein erkennen. Selbst in dem großen Schloßportale verbreiteten die zwei einzigen Laternen, die heute angezündet waren, kaum eine zweifelhafte Helle.

Einen Laut vernahm man gar nicht, weder in dem Innern des großen Baues, der aus einer Menge seit Jahrhunderten aneinander gefügter Gebäude bestand, noch in dem geräumigen Schloßhofe, den diese Gebäude von allen Seiten einschlossen. Die beiden Schildwachen an dem großen Portale standen still neben den Schilderhäusern; machten sie dann und wann eine Bewegung, so war ihr Schritt ein langsamer, kaum hörbarer.

Dunkelheit und Stille hatten um so mehr etwas Peinliches, Unheimliches, als man das Fürstenhaus sonst fast nur in heller Freude, in glänzender Pracht, manchmal selbst in rauschenden Festlichkeiten zu sehen gewöhnt war. Der regierende Fürst war an eine glänzende Hofhaltung gewöhnt, liebte sie.

Ein ganz besonderes Ereigniß mußte heute sich zugetragen haben oder erwartet werden. Konnte nicht auch Beides zusammentreffen, ja, ein Ereigniß bereits stattgefunden haben, ein anderes jeden Augenblick zu befürchten stehen? —

In einem Gemache des Schlosses ging eine hohe, stattliche Dame unruhig auf und ab.

Es lag in einem der späteren Anbaue des Schlosses, gegenüber dem großen Hauptportale, das zu jenem Theile des Schlosses führte, in dem die Gemächer des Fürsten und der Fürstin belegen waren und die zu ihrem unmittelbaren Dienste gehörigen Personen ihre Wohnung hatten, da er die Residenz hieß und den Haupttheil des Ganzen bildete.

Auch in dem Gemache der hohen, stattlichen Dame waren die Fenster dicht verhängt; tiefe Stille herrschte rings umher.

Die Dame war trotzdem in ihrer Unruhe auf-

merksam nach allen Seiten. Sie hemmte zum Oefteren den Schritt, um zu horchen, ob Etwas, das sie erwarte, sich endlich nahe, vielleicht auch, ob es nicht zu spät komme, wenn es sich nahe. Sie trat an die Thüre des Gemaches, um in dem Gange das Erwartete oder das Gefürchtete zu vernehmen. Sie trat wieder an das dicht verhüllte Fenster, um nach dem Schloßhofe zu lauschen, durch die kleinste Spalte des Vorhanges nach drüben zu spähen. Sie that dies Alles mit der größten Vorsicht; auch ihr Schatten durfte unten im Schloßhofe, drüben an den Fenstern nicht wahrgenommen werden.

Hatte sie nicht einmal sich vergessen?

Sie stand wieder an dem Fenster. Sie schaute nach drüben, nach einem der erleuchteten Fenster der Residenz. Es war verhüllt, wie das ihrige. Sie schaute um so schärfer, um so anhaltender hin, und um so leidenschaftlicher, und es mußten häßliche Leidenschaften sein, die in ihr wogten und stürmten. Ihr schönes Gesicht wurde von Augenblick zu Augenblick unschöner, ihre Haltung unedler. Ihr Anblick konnte Furcht, Entsetzen erregen.

Auf einmal fuhr sie auf. Sie sprang von dem Fenster zurück; sie mußte in demselben Augenblicke wieder zu ihm stürzen. Mit einem heftigen Zornesausruf flog sie dann nochmals zurück.

Sie hatte Bewegungen drüben wahrgenommen, nur Schatten zwar an den so dicht verhüllten Fenstern. Aber die Schatten hatten ihr verrathen, daß dort mehrere Personen auf und ab gingen, bei einander stehen blieben, gemeinsam irgend einen Gegenstand betrachteten, dann wieder auf und ab gingen, dann wieder betrachtend beisammen standen, sich zu Etwas niederbeugten.

„Die Elenden!“ rief zornig die hohe, stattliche Dame.

Sie wurde in ihren Beobachtungen unterbrochen.

In dem Corridor, der zu ihrem Gemache führte, nahte sich ein Schritt, leise, langsam, kaum hörbar.

Die Dame erkannte ihn gleichwohl.

„Erdmann! Ah, endlich!“

Das schöne Gesicht wurde von einer häßlichen Freude durchflogen. Sie mußte sie unterdrücken.

Ein Finger berührte draußen leise streifend die Thüre.

„Erdmann!“ beantwortete sie leise den Laut.

Die Thüre wurde geöffnet. Ein alter Diener trat in das Zimmer, schloß hinter sich ab. Alles leise, wie er in dem Corridor näher gekommen war.

„Du kommst allein?“ rief ihm die Dame entgegen.

„Er wartet in dem kleinen Salon auf die Befehle Eurer Durchlaucht.“

Der Diener antwortete es flüsternd.

„Wo trafst Du ihn?“ fragte die Dame.

„In seiner Wohnung.“

„Er kam mit Dir?“

„Ich führte ihn den Weg, den Durchlaucht befohlen hatten.“

„Niemand sah ihn?“

„Niemand!“

„Auch Dich nicht?“

„Ich blieb unbemerkt, wie er.“

„Führe ihn zu mir!“

Sie sprach Alles leise, dringlich, befehlend.

Der Diener wollte zu der Thüre, durch die er eingetreten war, nach dem Corridor zurückkehren.

„Nicht doch!“ befahl ihm die Dame, indem sie zugleich nach einer Portière zeigte, die in die Nebenzimmer führte.

Der Diener verschwand durch die Portière.

„Du bleibst in dem Nebenzimmer!“ hatte sie ihm noch leise nachgerufen.

Sie stand sinnend, als er fort war, sinnend und zugleich nach seinen Schritten horchend.

Man hörte ihn das Zimmer nebenan durchschreiten, an dessen anderer Seite eine Thüre öffnen. Durch die Thüre war Jemand in das Nebenzimmer getreten. Zwei Schritte kehrten zu der Portière zurück.

Der Diener öffnete diese, ließ einen Herrn eintreten, sie hinter diesem wieder zufallen.

Von ihm selbst vernahm man Nichts mehr. Er war wohl nach dem Befehle seiner Herrin in dem Nebenzimmer zurückgeblieben, um neue Befehle zu empfangen.

Zu der Dame war ein Herr, etwa in der Mitte der dreißiger Jahre, eingetreten, eine feine, vornehme Gestalt und Haltung.

Er verbeugte sich tief, fast bis zur Erde vor der Dame.

„Gnädigste Prinzessin haben befohlen!“

Dann stand er stumm, die Befehle der hohen Dame erwartend.

Die Prinzessin sah ihn prüfend an, mit etwas Mißtrauen sogar.

Und doch war sein Aussehen ein vertrauenerweckendes. Den Diener hatte sie nicht so angesehen.

Freilich ist ein Unterschied zwischen einem alten, vertrauten, seit langen Jahren bewährten Kammerdiener, der Nichts kennt, als die Treue gegen seine Herrschaft und keinen anderen Wunsch hat, als der treue Diener der Herrschaft bis an sein Lebensende zu bleiben, und einem feinen, gewandten Höflinge, der seine Hofcarrière noch weiter machen will.

Ein Herr vom Hofe war der feine, vornehme Herr.

„Welche Nachrichten bringen Sie, Herr von Stadel?" redete die Prinzessin ihn an.

„Günstige von der einen, ungünstige von der anderen Seite," war die Antwort.

„Theilen Sie zuerst die günstigen mit."

„Wir haben einen Sieg erfochten. Soeben brachte ein Courier die Nachricht in's Schloß."

„Ah, nach drüben?"

Die Dame warf bei der Frage einen Blick zur Seite, nach der Richtung des, dem ihrigen gegenüber gelegenen Gemaches, dessen Fenstervorhänge ihr Auge vorhin zu durchbohren versucht, dessen bloßer Anblick in ihrem Innern einen Sturm widerwärtiger Leidenschaften erregt hatte. Stimme und Blick hatten auch jetzt etwas Gehässiges.

„Zu Ihrer Hoheit!" antwortete, die Frage bejahend, der Herr von Stadel.

Unaufgefordert setzte er hinzu:

„Unsere Truppen haben —"

Die Prinzessin unterbrach ihn. Hatte das Wort Hoheit sie unangenehm berührt? Konnte ihre Ungeduld auf eine andere Nachricht nicht länger warten, als die, die er mittheilen wollte?

„Nachher!" sagte sie befehlend, fast unwillig. „Bringen Sie Ihren ungünstigen Bericht vor."

Der Herr von Stadel war doch nicht sofort geneigt, dem Befehle nachzukommen.

„Wollten Durchlaucht,“ sagte er, „nicht die Gnade haben, vorher einige Worte über Seine Durchlaucht den Prinzen Alexander anzuhören?“

„Nachher!“

Der Herr von Stadel wagte noch einmal ungehorsam zu sein.

„Seine Durchlaucht hat sich in hohem Grade ausgezeichnet. Ihm gebühren die Ehren des Tages, lautet die Mittheilung Seiner Hoheit an Seine Frau Gemahlin.“

Die Dame ging doch auf die Nachricht des Herrn von Stadel ein.

„Und wofür that er es?“ rief sie mit einem Zorne, den sie nicht unterdrücken konnte, und den zu unterdrücken sie auch wohl nicht geneigt war. „Für wen? Wem zu Gunsten setzt er sein Leben ein? Für den Verrath, den Raub —! Haben Sie Hofer gesprochen?“

Sie war heftig geworden. Sie stieß rasch die Frage hervor.

Des Herrn von Stadel hatte sich eine kleine Verlegenheit bemächtigt; seine zögernde Antwort zeigte es..

„Ich fand ihn, aber —“

„Aber? Fahren Sie fort.“

„Ich fand ihn wenig zugänglich.“

Die Dame wurde heftiger.

„Der Elende!“ rief sie. „Der Undankbare! Was er ist, verdankt er mir! Theilen Sie mir mit! Was erwiderte er Ihnen?“

„Es sei ein verwegenes, ein gefährliches Unternehmen und dennoch am Ende ein nutzloses!“

„Nutzlos?“ fiel die Prinzessin ein. „Das steht zu meiner Beurtheilung! Verwegen? Er ist ja sonst der verwegene Mensch! Und gefährlich? Eine Dankbarkeit, die vor der ersten Gefahr zurückschreckt!“ —

Der Herr von Stadel zuckte die Achseln.

„Theilten Sie ihm Alles mit?“ fuhr die erregte Dame fort. „Besprachen Sie meinen Plan mit ihm?“

„Er ließ mich nicht so weit kommen,“ war die Antwort. „Er wies mich fast bei den ersten Worten zurück.“

„Führen Sie ihn zu mir!“ rief rasch die Dame.

Der Herr von Stadel schüttelte den Kopf, blickte die fürstliche Dame ruhig an.

„Welche Bedenken hätten Sie?“ rief sie.

„Die triftigsten, gnädigste Frau! Gestatten Sie, daß ich ganz offen spreche?“

„Sprechen Sie!“

„Das Unternehmen ist ein gefährliches. Es kann dem Unternehmer den Kopf kosten. Ich hatte schon die Gnade, es Eurer Durchlaucht unterthänigst zu bemerken! Sie bestritten es mir nicht. Was den Thäter trifft, trifft den Anstifter. Führte ich Hofer zu Eurer Durchlaucht, und ein einziges menschliches Auge oder Ohr bekäme eine Ahnung davon, Eure Durchlaucht wären die Anstifterin.“

„Und auch Sie!“ rief mit Hohn die Dame.

„Ja!“ sagte mit seiner Ruhe der Herr von Stadel.

„Und Sie machen doch den bereitwilligen Vermittler zwischen mir und ihm!“

„Bereitwillig aus Dankbarkeit, gnädigste Frau! Die wahre Dankbarkeit nimmt auch eine Gefahr auf sich, bringt aber nicht den Wohlthäter in Gefahr.“

Die Prinzessin sann schweigend nach. Das Nachsinnen erzeugte in ihrem Innern andere Gefühle, als Zorn und Hohn. Mit einer fast weichen Stimme sprach sie:

„Ich habe Pflichten, Pflichten der Mutter! Mein Gemahl kann vergessen, was nie vergessen werden sollte. Ich kann es nicht. Meinem Sohne

sind geheiligte Rechte geraubt, durch einen schmachvollen Verrath. Ich muß sie ihm wieder verschaffen. Ich allein kann es, die schwache Frau. Und —“

Die Stimme der energischen Frau wurde wieder fest, beinahe hart.

„Und ich will es! Sollte ich auch mein Leben dafür einsetzen müssen. Wehe der Mutter, die für die Rechte ihres Kindes eine Gefahr scheut! Ich will meinem Sohne seine Rechte wieder gewinnen. Ich will es. Ich bedarf fremder Hülfe dazu. Sie widmen mir die Ihrige. Sie sollen fürstlich, königlich belohnt werden. Wir bedürfen weiterer Hülfe; nur Hofer kann sie uns leisten, er muß sie leisten. Die Dankbarkeit fordert es von ihm! Seine Stellung, seine Zukunft! Wie er ohne mich Nichts wäre, kann ich jeden Augenblick ihn wieder in sein Nichts zurückwerfen. Gehen Sie nochmals zu ihm. Sagen Sie ihm das. Sagen Sie ihm, er soll einen Lohn erhalten, der dem Ihrigen nicht nachsteht. Ich bin eine Frau von Wort, von —“

„Von Ehre!“ wollte sie wohl hinzusetzen. Sie sprach es nicht aus.

„Gehen Sie zu ihm!“ setzte sie nur noch hinzu.

Der Herr von Stadel stand ruhig, wie er ruhig ihr zugehört hatte.

„Sie haben mir noch Etwas zu sagen?“ fragte die Dame.

Er hatte die Frage wohl erwartet, durch seine Ruhe wohl hervorrufen wollen.

„Ja, gnädigste Frau,“ erwiderte er. „Meine Pflicht gegen Eure Durchlaucht, die Pflicht der Dankbarkeit und Verehrung gebietet mir, Ihnen offen die Situation darzulegen, in der Sie, in der wir Alle uns gegenwärtig befinden. Der längst beschlossene, heimlich vorbereitete Krieg ist rasch entbrannt, steht in vollen Flammen —“

Die Prinzessin unterbrach heftig den Hofmann.

„Es ist ein Krieg des Verraths, des frevelhaftesten Treubruchs!“ rief sie.

Der Herr von Stadel blieb ruhig.

„Ich bin der Letzte, der das bestreiten wird. Allein, gnädigste Frau, wir leben in einer Welt, in der Verrath und Treubruch nur zu häufig den Sieg davon tragen.“

Der Höfling war wohl weit davon entfernt, mit einer Beziehung auf die hohe Dame zu sprechen. Sie erröthete gleichwohl, und schnell fiel sie ihm in's Wort.

„Brachten Sie mir nicht soeben eine günstige Siegesnachricht?“

„Wohl, gnädigste Prinzessin,“ war die Antwort.

„Aber Eure Durchlaucht werden am wenigsten verkennen wollen, wie von allem Glück das Kriegsglück das am meisten wetterwendische ist. Wer heute siegt, ist morgen der Besiegte, und der erste Sieg ist nur zu oft der gefährlichste und verderblichste. Dazu haben Sie die Gnade, die politische Zeitströmung in Anschlag zu bringen. Wir traten aus der Zeit heraus, in welcher die mächtigsten Throne zitterten, umgestürzt wurden. Wir kamen in die Zeit, in welcher sie wieder aufgerichtet wurden, aufgerichtet durch den Enthusiasmus der Völker, die einerseits zu ihren alten angestammten Herrschern hielten, andererseits das Joch einer fremden Tyrannei von sich abschütteln wollten und mußten. Der Enthusiasmus verrauchte; die Völker erkannten ihre Macht, suchten sie geltend zu machen, den eigenen, von ihnen wieder eingesetzten Regenten gegenüber. Die Macht der Völker siegte, den überraschten und überrumpelten Herren gegenüber; wieder wurden Throne umgestürzt. Die Herren kamen zur Besinnung, es entstanden Coalitionen gegen die Völker; die Throne wurden nochmals aufgerichtet, diesmal gegen den Willen der Völker. Eine andere Machterkenntniß war dabei zum Bewußtsein gekommen, die, daß die Throne fest nur stehen können durch ihre eigene feste Kraft;

daß ferner diese eigene Kraft nicht zersplittert werden dürfe, am wenigsten durch die Throne selbst. Große Reiche wurden der monarchischen Macht zum Bedürfnisse; alle Gewalt müsse in einer einzigen Hand vereinigt sein. Fort mit der Kleinstaaterei! wurde der Ruf des Tages, der Völker selbst." —

Die Prinzessin hatte aufmerksam zugehört. Bei den letzten Worten mußte sie den Sprechenden unterbrechen.

„Die einfältigen Massen!" rief sie verächtlich. „Man sollte ihrem Wahne den Sieg wünschen. Wie bald würden sie zu der Einsicht gelangen, daß sie bethört wurden, sich selbst bethörten! Wie bald würden sie zu der Kleinstaaterei sich zurücksehnen!"

„Vor der Hand doch nicht!" mußte der Herr von Stadel widersprechen. „Das Volk, auch die einsichtigere Menge unter ihm, hätte von dem Stichwort des Tages sich nicht bethören lassen, wenn diesem Worte nicht ein Bedürfniß der Veränderung seiner Lage hinzugetreten wäre. Das Regiment in den meisten kleinen Staaten war zu einer vielfach unerträglichen Mißregierung geworden! Und — fort mit der Kleinstaaterei! ist gegenwärtig die Strömung der Zeit, und jede

Strömung der Zeit, wie sie ihre Zeitberechtigung hat, erringt ihren Sieg und kommt zur Herrschaft, wenn auch nur auf kurze Zeit."

„Diese," rief die hohe Dame, „könnte wahrlich nur für eine sehr kurze Zeit auf Herrschaft Anspruch machen."

„Gewiß," gab der Herr von Stadel zu; „aber nur um einer anderen Zeitströmung zu weichen. Und diese andere würde, müßte eine neue sein; denn das Alte ist und bleibt veraltet und kehrt nimmer wieder."

„Und welches Neue sollte folgen?"

„Après nous le déluge! Nie aber, gnädigste Frau, Zustände, wie die gegenwärtigen. Und, gnädigste Prinzessin, wozu da noch dieses gefährliche, so leicht zum Verderben führende Unternehmen? Ich beschwöre Eure Durchlaucht, Abstand von ihm zu nehmen!"

Die Prinzessin war doch in Nachdenken versunken. Die Worte des Hofmannes hatten einen tiefen Eindruck auf sie gemacht.

Aber kann das Nachdenken wilde Leidenschaften in einer von ihnen durchwühlten Brust zum Schweigen bringen? Den Stolz, die Ehrsucht, die von hochfliegenden Plänen getragene Mutterliebe?

„Gleichviel!" rief die Dame. „Après nous

le déluge! Après nous! Noch sind wir da. Noch bestehen unsere Rechte! Von Gott geheiligt! Von der göttlichen Ordnung auf Erden unzertrennlich! Also unvergänglich! Die Monarchie kann besiegt werden, aber nicht untergehen. Sie kann sich selbst vernichten. Denn was wird durch diesen Krieg vernichtet, wenn wir besiegt werden? Die Monarchie besiegt die Monarchie, also sich selbst! Sie schlägt uns zu Boden, mit uns das Princip. Aber ein Princip, das unvergänglich ist, das niedergeschlagen, aber nicht erschlagen werden kann. Die Macht, die Gewalt, die sich an unsere Stelle setzt, die aus dem Verrath erzeugt, aus der Untreue geboren ist, kann nur durch Verrath und Untreue und durch die rohe Gewalt von Bajonetten und Kanonen sich halten; und Bajonette und Kanonen herrschen nur kurze Zeit, wenden sich bald gegen einander, bringen die Sündfluth, und aus der Sündfluth werden wir wieder erstehen, unser Recht, unsere Rechte!"

Der Herr von Stadel, der feine, gewandte Höfling, hatte während der erregten Rede der fürstlichen Dame wohl manchmal seine Ueberraschung unterdrücken müssen, noch mehr aber einen Hohn, der um seine Lippen flog: „Sie, Madame, Sie können eine solche Sprache führen!"

Er erwiderte Nichts, als die Dame schwieg. Sie mußte in die Gegenwart, in die Situation, zu ihm zurückkommen. Sie konnte es rasch.

„Wann sprachen Sie Hofer?“ fragte sie.

„Noch vor einer Stunde.“

„Sie fanden ihn nicht zugänglich?“

„Ich hatte die Ehre, es zu sagen.“

„Er erwiderte Ihnen?“

„Ich hatte die Ehre, auch das mitzutheilen. Er sprach von einem gefährlichen und nutzlosen Unternehmen.“

Die Dame fuhr wieder auf.

„Nutzlos? Das hat er nicht zu beurtheilen. Das ist meine Sache. Gefährlich! Auch verwegen, sagten Sie vorhin!“

„Er sprach auch das Wort aus.“

„Wie wäre sonst meine Wahl auf ihn gefallen? Soll er denn nicht für seinen Muth, für die Gefahr, in die er sich begiebt, belohnt werden?“

Der Herr von Stadel hatte wieder nur ein Achselzucken.

Die Dame hatte einen Entschluß gefaßt.

„Kehren Sie zu Hofer zurück. Sagen Sie ihm, daß Sie mit mir gesprochen haben, und daß ich ihm Folgendes erklären lasse: „Komme er nicht unbedingt meinem Befehle nach, so werde er als

Hochverräther zur Untersuchung gezogen. Wage er, ein einziges Wort über die Sache fallen zu lassen, so —; er kenne mich! Bis morgen muß Alles geschehen sein! Gehen Sie sogleich zu ihm."

Eine hastige Handbewegung der Dame entließ den Hofmann.

Sie hatte mit einer fast entsetzlichen Energie gesprochen.

Der Höfling verbeugte sich tief, verließ rasch das Gemach, in welchem es ihm unheimlich zu werden schien.

„Alle Wetter!" schüttelte er sich draußen.

Er war durch die Portière zurückgekehrt, durch die er zu der Dame eingetreten war. Er befand sich in einer Art von Vor= oder Wartezimmer. Es war hell erleuchtet; die Fenster waren dicht verhangen.

Der alte Erdmann, der vertraute Kammerdiener der Prinzessin, erwartete ihn dort.

„Schlechtes Wetter, Erdmann!" sagte der Hofmann zu ihm.

Der alte Mann schwieg, schritt mit seinem kaum hörbaren Gange durch das Zimmer, dem Herrn von Stadel vor, von diesem gefolgt.

Sie kamen in ein dunkles Zimmer, von diesem durch eine Reihe gleichfalls dunkler Gemächer durch

die Thüre des letzten in einen schmalen, kleinen Gang, in diesem zu einer Wendeltreppe. Die Treppe stiegen sie hinauf. Sie gelangten in die Mansarden des Schloßbaues.

Sie waren fortwährend in tiefster Stille und tiefster Finsterniß gegangen. Nur durch die Fenster war zuweilen ein Schein des Abendhimmels gedrungen, an dem einzelne Sterne zwischen Wolken hervorleuchteten. Der alte, mit der Oertlichkeit überall vertraute Diener hatte den Herrn von Stadel stets sicher geführt. Er führte ihn auch ferner so.

Sie waren in dem entlegensten, völlig unbewohnten Mansardenraume des Schlosses, fortwährend in Stille, Einsamkeit, Dunkelheit. Sie hatten noch eine Menge schmaler, winkliger Gänge zurückzulegen. Dann standen sie vor einer verschlossenen Thüre. Der Diener befand sich in dem Besitze des Schlüssels zu ihr; er schloß sie auf. Sie traten in eine zweite Abtheilung der weitläufigen Mansarden des Schlosses. Sie durchschritten sie. Sie kamen zu einer zweiten verschlossenen Thüre; der Diener schloß auch sie auf. Sie blickten durch die Oeffnung in eine undurchdringliche Finsterniß, der Diener ließ seinen Begleiter hineintreten. Er selbst blieb zurück.

„Der Herr Kammerherr werden sich hier schon zurecht finden," flüsterte er.

„In dieser Finsterniß?" rief der Herr von Stadel.

„Um des Himmelswillen sprechen Sie leise! Sie verrathen sich sonst."

„Euch wohl!" sagte mißtrauisch der Kammerherr.

Er erhielt keine Antwort. Der Diener verschloß die Thüre hinter ihm, leise, wie er sie geöffnet hatte. Der Herr von Stadel glaubte seinen langsam sich entfernenden Schritt zu hören.

Er fand sich indeß bald zurecht. Der Diener hatte Recht gehabt. Aber auch der Herr von Stadel konnte sich sagen, daß er mit seinem Mißtrauen kein Unrecht gehabt hatte. Beim Umhertappen in der Dunkelheit berührte er ein Geländer, das er kannte, das ihn orientirte. Er war in einem ganz anderen Theile des Schlosses, als in welchem die Gemächer der Prinzessin lagen. Wer ihn hier traf, konnte sich über seine Erscheinung wohl verwundern, aber nicht im Entferntesten daran denken, daß er von der Prinzessin komme.

„Ich soll geopfert werden," sagte er sich. „Nur ich, wenn es schief geht! Lasse ich mich da noch ein? Gehe ich in die Falle? — Pah! Wer Anderen eine Grube gräbt, fällt selbst hinein! Und am Ende ist Hofer da."

Er war noch auf dem Dachboden des Residenzschlosses, aber nicht mehr zwischen den Mansardenkammern, vielmehr unter der Wölbung, die im Mittelpuncte des Baues die hohe Schloßkuppel umgab, über dem großen Portal, über den Gemächern, in denen vorhin die Prinzessin trotz der dicht verhangenen Fenster die auffallenden Bewegungen mit jenem Interesse verfolgt hatte, in welche, nach seinem, des Herrn von Stadel's, Berichte die Siegesnachricht zu Ihrer Hoheit gebracht war.

Er ging gleichwohl behutsam, nach jedem Geräusche horchend, nach jedem Lichtschein spähend, um ihn zu vermeiden. Er gelangte unbemerkt bis zur untersten Treppe. Er trat hier in einen hell erleuchteten Corridor, in dem aber eine Stille herrschte, wie in dem entlegenen Baue, aus dem er kam. Er schritt in die Tiefe des Corridors, schlug einen Seitengang ein, durchschritt auch diesen, wandte sich zu einem zweiten Gange, der still war, wie die anderen, machte vor einer Thüre Halt, klopfte rasch, aber leise an dieser an. Eine Antwort erhielt er nicht; aber die Thüre wurde nach wenigen Augenblicken geöffnet.

Ein Officier stand vor ihm.

„Sie, Herr von Stadel?“

„Sind Sie allein, Hofer?“

„Ja.“

Der Kammerherr trat ohne Weiteres ein.

„Schließen Sie die Thüre ab!“ sagte er dann.

Der Officier schloß die Thüre ab.

Der Herr von Stadel warf sich in einen Lehnsessel.

Der Officier trat zu ihm, betrachtete ihn.

„Sie sind ermüdet, Herr von Stadel!“ sagte er dann.

„Ja!“ war die kurze Antwort.

„Und Sie sehen so sonderbar fatiguirt aus. Von welchem Abenteuer kommen Sie?“

„Ja, ja, von einem Abenteuer.“

„Theilen Sie es mit.“

„Es geht Sie an, Hofer.“

„Dann behalten Sie es für sich, Kammerherr!“

„Hören Sie mir zu, Hofer!“

„Ich muß es also anhören?“

„Sie müssen!“

„Dann sprechen Sie!“

Das Aeußere des Kammerherrn von Stadel kennen wir.

Der Lieutenant Hofer stand in der Mitte der dreißiger Jahre, wie der Kammerherr. Im Uebrigen hatten die Beiden wohl wenige Aehn-

lichkeit mit einander. War Jener der feine, gewandte Hofmann, so war der Lieutenant der kräftige und derbe Soldat. Hatte Jener etwas Zutrauenerweckendes, vor dem man dennoch auf der Hut sein mochte, so legte der Officier eine so derbe und natürliche Treuherzigkeit an den Tag, daß man sich unwillkürlich fragen mußte: Ist das Natur? — und daß man dann die Antwort hatte: Ist es gemacht, so steht man dem gefährlichsten Menschen gegenüber, den man im Leben antreffen mag.

So wenigstens gab der Herr Hofer sich dem Herrn von Stadel gegenüber, und die Beiden schienen einander sehr genau zu kennen, so genau, daß Keiner von ihnen nur versuchte, irgend Etwas in seinem Innern vor dem Anderen zu verbergen.

Zu dem Gesagten noch drei Worte über die beiden Herren. Der Herr von Stadel war der dienstleistende Kammerherr Ihrer Hoheit der regierenden Fürstin. Der Lieutenant Hofer war Commandeur der aus alten Unterofficieren bestehenden Schloßwache, zugleich Chef der Hauspolizei des Schlosses. So hatte er seine beständige Dienstwohnung im Schlosse. In dieser befand sich der Kammerherr bei ihm.

Der Herr von Stadel wollte seine Mittheilung beginnen. Er hatte sich in einen Lehnsessel geworfen.

„Einen Augenblick!“ sagte der Herr Hofer.

Er holte einen Stuhl herbei, ließ sich neben dem Kammerherrn nieder.

„Jetzt!“

„Ich komme von der Alexander!“ begann der Herr von Stadel.

Die hohe, schöne Dame, von der er kam, war die Gemahlin des Prinzen Alexander, dessen wir schon erwähnten. Ihr officieller Name war daher Prinzessin Alexander. Wenn die Hofleute unter sich waren, sprach man durchweg von der Alexander, auch wohl Alexandra.

Der Prinz Alexander war der jüngere Bruder des regierenden Fürsten.

„Die Alexandra schickt Sie zu mir?“ fragte Hofer.

„Könnte ich nicht auch aus eigener Bewegung hier sein?“

„Wenn Sie von der Dame kommen, nein! Sie haben ihr berichtet, daß ich mit ihrer Angelegenheit Nichts zu thun haben will, da schickt sie noch einmal Sie zu mir.“

„Nehmen wir an, es wäre anders.“

„Wozu? Aber reden Sie!“

„Wohlan! Haben Sie Ihren Sinn noch nicht geändert?“

„Nein!“

„Sie haben eine fürstliche Belohnung zu erwarten.“

„Pah!“

„Eine königliche!“

„Zum Beispiel?“

Der Herr von Stadel hatte auf die Frage keine Antwort.

„Sehen Sie?“ lachte der Herr Hofer. „Ich muß lachen über solche hochtönende Versprechungsphrasen: fürstlich, königlich! Es steckt Nichts dahinter.“

„Versuchen Sie es!“ erwiderte der Herr von Stadel. „Stellen Sie Ihre Bedingungen! Fordern Sie!“

„Einen Handel läßt die Dame mir anbieten?“ rief der Lieutenant der Schloßwache.

„Nun ja!“ entgegnete ruhig der Kammerherr. „Sie verlangt von Ihnen einen Dienst; setzen Sie den Preis dafür fest. Das ist in aller Welt ein loyaler Handel.“

„Ich habe aber keine Lust, auf ihn einzugehen.“

„So wird ein Anderer es thun.“

Der Herr von Stadel erhob sich, als wenn er gehen wolle.

„Pah! Wer?“ sagte der Herr Hofer.

„Würden Sie auf die Frage antworten, wenn ich sie an Sie gerichtet hätte?“

„Vielleicht.“

„Unter welcher Voraussetzung?“

„Wenn ich einen Anderen gewußt hätte, der es thäte!“

„Ich weiß Einen! Adieu!“

Der Herr von Stadel wollte damit gehen; er gab sich vielmehr den Anschein.

Hatte er dabei erwartet, der Herr Hofer werde ihn zurückhalten, so hatte er sich geirrt.

„Gute Nacht, Herr von Stadel,“ sagte ruhig der Lieutenant.

Der Kammerherr mußte einlenken.

„Freund Hofer,“ sagte er, „verlassen Sie sich nicht darauf, daß Sie einmal Mitwisser seien.“

„Das heißt?“ fragte Hofer.

„Das heißt, daß die Dame ein Geheimniß, das Sie kennen, keinem Dritten mehr anvertrauen werde!“

„Zum Teufel, Herr von Stadel, soll das eine Drohung sein?“

„Ja! Leben um Leben!“

„Leben für einen Mord! wollen Sie sagen!"

„Ja! Indeß, mein Freund, wir wechseln hier gleichfalls Phrasen. Kommen wir einfach zur Sache. Wollen Sie, oder wollen Sie nicht?"

Der Lieutenannt sann doch nach.

Der Kammerherr kam ihm zu Hülfe.

„Ehe Sie antworten, erwägen Sie, daß die That jedenfalls geschehen muß und geschehen wird. Lehnen Sie ab, so findet sich ein Anderer. Sie kennen die Prinzessin."

„Zähe ist sie!" erwiderte der Lieutenant. „Und —"

Er veränderte den Ton seiner Stimme. In seinem Innern mußte eine Aenderung vorgegangen sein.

„Und, hören Sie, Herr von Stadel, Sie haben die Drohung der Dame, oder vielmehr, Ihre Drohung nicht wiederholt. Damit haben Sie mich gefangen, gewonnen. Ich bin nicht der Mann, der sich einschüchtern läßt. Reden Sie!"

„Sie sind also bereit?"

„Ich sagte es."

„Und welche Bedingungen stellen Sie?"

„Wie?"

„Welchen Preis fordern Sie?"

„Ich bin kein Jude, und — wie wüßte ich ein

fürstliches Leben zu taxiren? Theilen Sie mir Ihren Plan mit, oder den der Prinzessin."

„Könnte es noch in der heutigen Nacht geschehen?" fragte der Herr von Stadel.

„Theilen Sie Ihren Plan mit!"

„Wohlan! Er ist folgender. Einfach und leicht auszuführen! Das Zimmer ist geöffnet. Die Thüre nach dem Corridor ist nur angelehnt. In den Corridor haben Sie, vermöge Ihrer Stellung, zu jeder Stunde des Tages wie der Nacht, Eintritt. Sie nahen sich leise, horchen an der angelehnten Thüre. Hören Sie Nichts, so treten Sie ein. Sie werden dann die Frau Wurm finden; sie wird schlafen. Ein Druck wird Ihr Werk vollenden. Er muß rasch, geschickt, leise ausgeführt werden. Kein Laut darf ihm folgen; keine Spur darf von ihm zurückbleiben. Die genaueste ärztliche Untersuchung darf nur einen Tod durch Erstickung constatiren, jede mechanische Einwirkung von außen aber als unmöglich, wenigstens als unerfindlich erklären müssen. Bei der ganzen Ausführung müssen Sie beachten, daß die Fürstin in dem Gemache unmittelbar nebenan schläft, daß sie einen sehr leisen Schlaf hat, vielleicht in dem Augenblicke gar nicht schläft; daß die Thüre zwischen den beiden Gemächern ebenfalls nur angelehnt ist, die

Dame also jeden Laut in dem anderen Zimmer hören kann. Noch Eins. Vor Mitternacht muß es geschehen. Um Zwölf wird die Wurm abgelöst. Sie wissen Alles."

Der feine und gewandte Hofmann hatte die inhaltsschweren Worte glatt und gleichgültig gesprochen, als wenn es sich um das Arrangiren etwa einer Whistpartie handle.

Der Lieutenant Hofer hatte ihm mit derselben Gleichgültigkeit zugehört.

„Und heute Nacht noch soll es geschehen?" fragte er nun, als der Herr von Stadel geendigt hatte.

„Solche Dinge schiebt man nicht gern auf," war die Antwort.

„Vor Mitternacht?"

„Nach Mitternacht wäre es zu spät."

„Und wenn es heute Nacht nicht geschähe?"

„Morgen Nacht müßte es unter allen Umständen geschehen!"

„Und wenn es auch in der morgenden Nacht nicht geschähe?"

Der Herr von Stadel sah den Herrn Hofer mit einem eigenthümlich fragenden Blicke an.

„Hören Sie, Hofer," sagte er dann entschieden, „wollen Sie, oder wollen Sie nicht?"

Der Herr Hofer blickte nachsinnend vor sich nieder, gab keine Antwort.

„Wollen Sie, oder wollen Sie nicht?“ drängte der Kammerherr.

Hofer erhob den Blick zu ihm.

„Ich will —“

„Wohlan also!“

„Gemach, Herr von Stadel. Ich mache eine Bedingung.“

„Ich denke, wir sind bedingungslos einig.“

„Nicht ganz.“

„Was verlangen Sie noch?“

Hofer zog seine Taschenuhr hervor.

„Wir haben jetzt gerade halb acht Uhr,“ sagte er.

„Was soll das?“

„Bis gerade acht Uhr muß ich in dem Besitze von tausend Stück Louisd'or sein.“

Der Herr von Stadel sprang aus seinem Lehnstuhle hoch auf.

„Sind Sie wahnsinnig, Mensch?“

„Ich denke es nicht.“

„Mißtrauen Sie der Prinzessin oder mir?“

„Nicht doch! Ich halte mich nur an eine alte Geschäftsregel; ein Vertrag muß Zug um Zug erfüllt werden.“

„Aber eine so ungeheure Summe?“

„Ist es Ihrer Prinzessin zu viel für ein Fürstenleben?“

„Warten Sie wenigstens bis morgen!“

„Kammerherrchen, ein Käufer, der seine Waare ohne Bezahlung übergeben hat, hat in der Regel das leere Nachsehen.“

„Ist das Ihr letztes Wort, Hofer?“

„Ich sagte Ihnen schon einmal, daß ich kein Jude bin. Ich lasse mir keinen Kreuzer abhandeln. Sie haben also mein letztes Wort gehört.“

Einen Augenblick noch stand der Kammerherr unschlüssig.

„Werden Sie zu Hause bleiben?“ fragte er dann.

„Bis Glock acht finden Sie mich hier,“ war die Antwort.

Der Herr von Stadel ging.

„Er wird in einer Viertelstunde schon mit dem Gelde hier sein!“ sagte sich zufrieden der Lieutenant Hofer.

Er durchschritt rasch das Zimmer. Sein Kopf war voll von Gedanken und Plänen.

Nach einer Minute hatte er einen festen Plan und einen Entschluß.

Er eilte an seinen Schreibtisch, schrieb auf ein

Blatt Papier: „Ich bin in zehn Minuten zurück; der Dienst rief mich,“ — ließ das Papier offen liegen, das brennende Licht daneben stehen, warf seinen Mantel über die Schultern, setzte seine Officiersmütze auf, verließ das Zimmer, die Thüre blos in das Schloß legend, so daß Jedermann sie öffnen konnte. Er wußte, daß außer dem Herrn von Stadel Niemand sie öffnen werde.

Er verließ das Schloß auf der dunklen Rückseite, schlug den Weg zu der Stadt ein, vermied die Hauptstraßen, erreichte eine der Vorstädte, verfolgte in dieser eine winkelige Straße, die ihn zuletzt zwischen Gärten führte, nur an wenigen und einzelnen Häusern vorüber.

Sein Schritt war ein eiliger. Kein Mensch war ihm in den entlegenen Gassen, in der Dunkelheit des stürmischen, rauhen Novemberabends begegnet.

An einem der letzten Häuser machte er Halt. Es war klein, niedrig, lag, von der Straße zurück, in einem Gärtchen, dessen Thüre offen stand.

Er hatte das Gärtchen langsam, leise, vorsichtig durchschritten, horchend und spähend. Es war still um ihn her geblieben; er überzeugte sich, daß kein Mensch in der Nähe sei; draußen wenigstens. Er horchte auch nach innen. Das Haus lag dunkel

vor ihm; nur an einer einzigen Stelle drang von innen ein Lichtschimmer hervor, durch die Ritze eines verschlossenen Fensterladens zu ebener Erde, gleich links von der Hausthüre. Er horchte an dem Laden; er vernahm keinen Laut. Er schritt zu der Thüre; sie war nur angelehnt. Er öffnete sie leise. Er trat in einen engen, dunklen Hausflur. Ein paar Secunden horchte er wieder hin. Dann ging er rasch auf eine Thüre links zu, öffnete sie eben so rasch, befand sich in einem kleinen, niedrigen Stübchen, in welchem eine trübe Lampe brannte.

Wie klein und niedrig das Stübchen war, es herrschten Ordnung und Reinlichkeit darin, und auch eine gewisse Wohlhabenheit. Ein Bett mit schneeweißen Ueberzügen war da; vor dem Bett stand eine Wiege mit nicht minder sauberem Bettzeuge. Ein Tisch, ein Spiegel, eine Commode, Stühle, ein Sessel fehlten nicht.

Das Bett war leer, in der Wiege lag ein Kind, schlafend, wie es schien. In dem Sessel saß eine Frau, mit dem Kinde die einzige Bewohnerin.

Sie war eine junge Frau, oder noch ein Mädchen? Sie war eine hübsche, vielleicht schöne Erscheinung; aber sie sah blaß, kränklich aus. Sie trug die Kleidung des mittleren Bürgerstandes.

Sie saß unbeschäftigt, kummervoll da, den trüben Blick nach der Wiege, von der Wiege vor sich nieder gerichtet.

So fand der Lieutenant Hofer sie bei seinem Eintreten.

Sie hatte sein Nahen nicht vernommen; er stand vor ihr, als sie noch keine Ahnung davon hatte, daß er da sei.

Sie erschrak nicht, als sie ihn sah; sie bewegte sich nicht.

„Guten Abend, Marzella!“ begrüßte er sie.

Ein halblauter Gegengruß zitterte über ihre bleichen Lippen.

„Bist Du allein?“ fragte er sie dann.

„Ja!“

„Niemand ist weiter im Hause?“

„Kein Mensch.“

„War auch Niemand hier?“

„Kein Mensch.“

„Wo ist Deine Mutter?“

„Sie ging in die Stadt.“

„Wozu?“

„Um Oel für die Lampe zu holen.“

„Sie wird nicht plaudern?“

„Die Mutter plaudert nie!“

Er wandte sich zu der Wiege, betrachtete das Kind darin.

Es lag mit geschlossenen Augen, unbeweglich da, aber ohne einen Blutstropfen in dem Gesichtchen.

Es war ein feines, bildschönes Kind. Es konnte nur wenige Wochen zählen.

Es war bis an das Gesicht zugedeckt.

Er hob die Decke auf.

Es lag blos in einem Hemdchen da.

Er hob das Kind auf, nahm es in seinen Arm. Es rührte sich nicht.

Er zerrte an dem Hemdchen.

„Was machst Du da?“ rief die junge Frau ihm zu.

„Nichts!“

Aber er schien das Kind entkleiden, ihm auch das letzte Kleidungsstück nehmen zu wollen.

„Was machst Du da?“ rief noch einmal die Frau.

War der Ton ihrer Stimme bei den Antworten, die sie ihm auf seine Fragen gab, kein liebevoller, vielmehr ein kalter, fast verdrossener gewesen, ihre Frage jetzt wurde mit einer Mischung von Mißtrauen, Angst und Zorn hervorgestoßen.

„Ich entkleide das Kind,“ erwiderte er ihr, ruhig, wie er vorhin seine Frage an sie gerichtet hatte.

Das Mädchen — sagen wir es offen heraus — die Unglückliche war keine Frau — sie mußte auf einmal bitterlich weinen.

Er hörte es.

„Warum weinst Du?“ fragte er sie.

Der Ton seiner Stimme hatte einen Anklang von Liebe.

Sie mußte lauter weinen, schluchzen, und schluchzend sprach sie, mehr für sich, als zu ihm:

„Nicht einmal das Hemd soll es behalten! Nackt und bloß soll ich es von mir lassen!“

Bei ihm trat wieder die rohe Natur hervor; er konnte in dieser Lage, in diesem Augenblicke sie nicht einmal zurückhalten.

„Nackt und bloß kam es auf die Welt!“ sagte er.

Und das Mädchen erwiderte klagend: „Aber die ärmste Mutter giebt ihrem Kinde ein Hemd mit in das Grab! Und es ist so kalt draußen! Höre, wie es stürmt und regnet!“

Es war ein todtes Kind, dem der Lieutenant Hofer das letzte Kleidungsstück rauben wollte.

Er besann sich doch anders.

„Nun, nun, ich kann ihm auch das Hemdchen lassen, wenn es Dich beruhigt.“

Er ließ der Leiche das Hemdchen; er wollte sie

unter seinen Mantel nehmen, den er nicht abgelegt hatte.

Sie sprang auf; ein glühender Zorn war in ihr entflammt."

„Laß das Kind hier!" rief sie befehlend.

Sie stand mit hochgerötheten Wangen, mit blitzenden Augen, mit drohender Miene vor ihm.

Er blieb ruhig, war wieder kalt, eiskalt.

„Du bist thöricht, Marzella!" sagte er. „Du willst Dich auf das Hochgericht bringen."

„Ja!" rief sie. „Ich will sterben! Mit meinem Kinde! In ein Grab sollen sie mich mit ihm legen. Arm in Arm will ich mit ihm liegen. Die arme Sünderin mit dem unschuldigen Kinde!"

Sie sprach in einem wilden, energischen Zorne.

Er wurde verlegen. Ueber ihn, der vielleicht nie die Furcht gekannt hatte, schien etwas wie Angst zu kommen.

„Liebe Marzella," bat er, „komm zu Dir! Fasse Dich! Denke an das Unglück, daß Du über uns Alle bringen würdest —"

Sie unterbrach ihn heftig.

„Auch über Dich! Ja, ja! Das Schaffot müßtest Du mit mir besteigen. Aber in das Grab zu meinem Kinde nehme ich Dich nicht!"

„Du sprichst im Wahnsinne, Marzella!"

Sie sprach im Wahnsinne; aber ihre Körperkraft war gebrochen. Sie fiel erschöpft auf das Bett, vor dem die Wiege stand.

Sie lag da ohnmächtig.

„Teufel!“ wischte der Officier sich den Schweiß von der Stirn.

Dann schlug er um die kleine Leiche den Mantel, wickelte sich fest in diesen und schickte sich an, das Gemach zu verlassen. Vorher mußte er noch einen Blick auf die Ohnmächtige werfen.

„Pah! Sie wird, wenn sie erwacht, sich in ihr Schicksal ergeben! Die Mutter wird ihr helfen! Der alten Kupplerin ginge es ja zunächst an das Leben!“

Er verließ das Stübchen, das Haus.

In dem kleinen Garten begegnete ihm eine alte Frau. Er kannte sie, sie kannte ihn.

„Haben Sie das Kind, Herr Lieutenant?“

„Ja, Alte!“

„Werden Sie es sicher unterbringen?“

„Höre, Alte! Kümmere Dich um Deine Sachen. Schwatze nicht bei den Leuten, und gehe zu Deiner Tochter! Sie liegt auf ihrem Bette und will sterben.“

„Herr des Himmels!“ flog die Alte in das Haus.

Er verließ mit der Leiche seines Kindes den Garten. Sturm, Regen und Kälte begleiteten ihn.

Er nahm nicht den Weg, den er gekommen war. Auf anderen dunklen, menschenleeren Nebenstraßen erreichte er, in fast entgegengesetzter Richtung, eine noch entlegenere Vorstadt. Hier machte er vor einem offen stehenden Thore Halt, das in einen finsteren Hof führte. Er horchte und spähte nach allen Seiten. Es herrschte undurchdringliche Finsterniß umher, durch die kein Laut an sein Ohr drang. Er betrat den Hof, stand bald vor einem langen, niedrigen Gebäude, das gleichfalls völlig finster dalag. Noch einmal blieb er stehen, um sich zu überzeugen, daß er sicher sei.

Er befand sich auf dem Hofe einer vorstädtischen Herberge, in welcher Fuhrleute und Landleute der Umgegend ausspannten und Nachtquartier nahmen. Wagen und Gefährte allerlei Art, die umher standen, bezeugten es.

Das niedrige Haus, vor dem er sich befand, war ein Stall. Zu ihm schritt er näher. Er wußte Bescheid hier. Er gelangte zu einer Thüre, die nur angelehnt war. Er blieb an ihr stehen, öffnete sie halb. In dem Stalle war es dunkel, noch dunkler als draußen; ein Laut war auch hier nicht zu vernehmen.

„Joachim!“ rief der Lieutenant Hofer leise in Stille und Dunkel hinein.

Im Hintergrunde regte sich Etwas; aber Nichts kam näher.

„Joachim!“ rief noch einmal mit leiser Stimme der Lieutenant.

„Wer ist da?“ antwortete es aus dem Hintergrunde, wie es schien, eine Knabenstimme.

„Komm her, Bursche!“ befahl Hofer.

Dem Befehle wurde augenblicklich Folge geleistet. Eine kleine Gestalt kam näher, blieb vor dem Lieutenant stehen; das Dunkel war so tief, daß man auch ihre Umrisse nicht unterscheiden konnte.

„Seid Ihr es, Ohm?“ fragte die Knabenstimme.

„Sprich leise, Bursche. Bist Du allein hier?“

„Ganz allein, Ohm.“

„Sprich dennoch leise. Du wolltest morgen in der Frühe zurückkehren?“

„Um vier Uhr!“

„Kannst Du schon um Mitternacht aufbrechen?“

„Wenn es sein muß, Ohm!“

„Es muß sein. Also Glock zwölf fährst Du von hier ab; Du nimmst Deinen Weg durch das Westthor, fährst um die Stadt herum bis zu der Pappelallee vor dem Ostthore, in der Allee bis zum Tannenkruge, von diesem seitab in das

Tannenwäldchen; dort wartest Du auf mich. Hast Du Alles verstanden?"

„Ja, Ohm!"

„Du lässest Dich unterwegs mit keinem Menschen in ein Gespräch ein. Kommt mein Name über Deine Lippen, so drehe ich Dir den Hals um. Hast Du auch das verstanden?"

„Ja, Ohm!"

„Noch Eins. Von der Muhme läßt Du Dir eine Flasche mit reiner, warmer Milch geben; Du wickelst sie in ein warmes Tuch."

„Ja, Ohm, wozu das?"

„Du sagst ihr, es sei kalt in der Nacht; das Bier kälte noch mehr; die Wirthshäuser am Wege seien verschlossen. Adieu!"

„Adieu, Ohm!"

Der Lieutenant kehrte durch dunkle Vorstädte und Nebengassen zu der Hauptstadt zurück.

Auch jetzt begegneten ihm nur wenige Menschen, Niemand, den er, oder der ihn gekannt, der auf ihn geachtet hätte. Er kam in die Nähe des Schlosses. Hier war es hell, in den breiten, geraden Straßen, auf den regelmäßigen weiten Plätzen; die Straßenlaternen brannten; die Fenster der Häuser warfen ihren Lichtschein hinaus. Der Lieutenant Hofer ging vorsichtiger. Sein Ausgang

aus dem Schlosse hatte allenfalls bemerkt werden dürfen, seine Rückkehr durfte Niemand erfahren. Er hatte zwar gegen Sturm und Regen sich fest in seinen Mantel eingewickelt; aber ein scharfes Auge hätte doch wahrnehmen können, daß er noch etwas Besonderes unter dem Mantel trug und daß er dies zu verbergen suche. Das böse Gewissen auch des hartgesottensten Menschen ist mißtrauisch, fürchtet Verrath, Entdeckung, und wie leicht gehen Mißtrauen und Furcht zu weit, und führen gerade dadurch die Entdeckung herbei, die sie vermeiden wollen.

Hofer betrat nicht den großen Schloßhof, auf dem Licht an Licht brannte und leuchtete, und auf jedem Schritt ihm Jemand begegnen konnte. Er vermied somit auch das Mittel- und Hauptportal des Schlosses, an dem ein Doppelposten Wache hielt, in dem fortwährend Herren und Diener vom Hofe sich aufhielten, ab und zu gingen. Er suchte die Rückseite des Schlosses auf. Er erreichte sie, unbeachtet, wie er es wenigstens meinte.

Die Rückseite war der älteste Theil des Schlosses, vielfach noch aus dem späteren Mittelalter stammend. Lange und gerade Façaden zeigten sich hier nicht; die Mauern sprangen in

Erkern und Spitzen vor, in Winkeln zurück. Die Räumlichkeiten für die Oekonomie des Schlosses befanden sich hier, zugleich mit den Wohnungen der unteren Beamten und Diener dafür.

Diese waren zu der Abendzeit, da der Commandeur der Schloßwache hier anlangte, mit ihren gewohnten Arbeiten beschäftigt; bei dem schlechten Wetter durfte er daher um so weniger befürchten, auf seinem Wege einem von ihnen zu begegnen. Er verfolgte dennoch mit Vorsicht seinen Weg, der hier ihn durch fast völlige Dunkelheit führte. Er ging dicht an den zackigen und winkeligen Schloßmauern entlang. Es war in der That ihm Niemand begegnet, seine fortwährend nach allen Seiten spähenden Blicke hatten ihm die Gewißheit gegeben, daß auch kein Mensch in der Nähe sei, der ihm auflaure. Das böse Gewissen häuft ja das Mißtrauen.

Auf einen Mauervorsprung, der nur noch wenige Schritte vor ihm lag, ging er eiliger, mit einer gewissen Entschiedenheit zu. Eine dunkle Stelle darin ließ trotz der Finsterniß eine Thüre unterscheiden. Sie mußte in das Innere des Schloßgebäudes führen. Sie war das Ziel seiner Wanderung. Er erreichte sie. Er machte Halt an ihr. Der Vorsprung der Mauer, ein herüber=

hängendes Dach schützten ihn gegen Wind und Regen. Er lüftete den Mantel, in den er sich dicht eingewickelt hatte; er lüftete in dem Mantel Etwas. Die Leiche des Kindes, die er trug, war auf dem langen Wege wohl in eine unrichtige, für ihn unbequeme Lage gerathen; er wollte dem abhelfen. Er mußte zu dem Zwecke den Mantel auseinandernehmen, die kleine Leiche hervorziehen, sie wieder hineinlegen, den Mantel um sie wieder zusammenfalten. Er that Alles mit einer Ruhe und Kaltblütigkeit, die ihm eigen zu sein schienen. Als er damit fertig war, brachte er einen kleinen Schlüssel hervor. Leise, kaum hörbar schloß er damit die Thüre auf. Als Chef der Schloßpolizei mußte er zu manchem, gewöhnlichen und ungewöhnlichen, offenen und verborgenen Eingange in das Fürstenschloß den Schlüssel bei sich führen. Die Thüre knarrte doch, indem er sie öffnete; sie wurde wohl sehr selten benutzt.

Er fuhr auf von dem Knarren; er selbst, er allein. Mit einem raschen Satze war er in dem Innern des Raumes, den sie ihm geöffnet hatte. Dort stand er unbeweglich, horchend. Er hörte Nichts, als die Regentropfen, die von dem Dache niederfielen, und den Wind, der über die Dächer und an den Mauern entlang strich. Ein lebendes

Wesen konnte sich nicht in der Nähe befinden, Niemand das Knarren der Thüre vernommen, ihn draußen bemerkt haben. Er fühlte sich sicher. Er trat zu der Thüre, zog den Schlüssel aus dem Schlosse, steckte ihn von der anderen, inneren Seite wieder hinein, wollte die Thüre hinter sich abschließen.

Da hörte er Etwas, ein Geräusch, gegenüber der Thüre.

Ein alter steinerner Brunnen stand dort, nicht mehr gebraucht, ohne Wasser in seinem Bassin, zehn Schritte von dem Mauervorsprunge entfernt.

Der Lieutenant Hofer stutzte einen Augenblick. „Was war das?" fragte es in ihm. „Es bewegte sich Etwas!" antwortete er sich. „Pah! Eine Katze oder eine Eule!"

Er schloß ruhig die Thüre ab, steckte den Schlüssel zu sich, fühlte nach seiner kleinen Bürde, ob sie sich verschoben habe, war zufrieden.

Er befand sich in vollster Finsterniß; aber jeder Stein und jede Stufe, die sein Fuß zu betreten hatte, waren ihm bekannt. Es war ein schmaler, kurzer Gang, in den er eingetreten war. Nach vier oder fünf Schritten führte eine Treppe nach oben. Er erstieg sie. Sie hatte ihn in einen wiederum schmalen, aber langen Gang gebracht.

Volle Dunkelheit herrschte auch hier. Der Gang lag auf der Rückseite des Schlosses. Niemand wohnte hier; Niemand hatte hier Etwas zu schaffen. Der Officier durchschritt ihn bis zur Mitte; ein Quergang führte hier zu dem Vordertheil des Gebäudes. Hofer schlug ihn ein, gelangte in einen langen, breiten Corridor. Hier sah er das erste Licht wieder. Er schritt rasch weiter, kam zu einem schmaleren Seitengange, stand vor der Thüre seines Wohnzimmers.

Er war leise herangetreten; in dem Innern des Gemaches konnte sein Schritt schwerlich gehört werden. Er horchte an der Thüre.

Er hörte Geräusch in dem Zimmer.

„Richtig!“ sagte er sich.

Unhörbar, wie er gekommen war, schritt er weiter zu der nächsten Thüre. Sie war verschlossen; den Schlüssel auch zu ihr trug er bei sich. Er schloß sie auf, leise; er war in seinem Schlafzimmer. Er legte auf das Bett seinen Mantel mit dem todten Kinde darin, kehrte in den Gang zurück, verschloß die Thüre hinter sich, versicherte sich des Schlüssels, trat in dem Gange laut und herzhaft auf, öffnete ebenso die Thüre seines Wohnzimmers, rief in diese hinein:

„Ah, Herr von Stadel, Sie sind pünctlich!“

„Und Sie sind es nicht,“ sagte etwas verdrießlich der Kammerherr.

Der Lieutenant lachte.

„Haben Sie lange auf mich warten müssen?“

„Fast eine Stunde!“

Daß er fort gewesen und erst nach längerer Zeit zurückgekehrt war, verschwieg er.

„Ich bedaure. Aber der Dienst rief mich,“ sagte Hofer.

Der Herr von Stadel blickte den Officier forschend an; ob mißtrauisch oder blos neugierig! Wer kann das aus den Mienen eines glatten, gewandten Hofmannes herauslesen?

„Darf ich erfahren, wo Sie waren?“ fragte er.

Mit seiner Derbheit, welche die Schlauheit verbergen sollte und bei dem Lieutenant Hofer das vermochte, erwiderte dieser:

„Das dürfen Sie nicht erfahren, mein verehrter Herr! Ein Mann der Polizei, wie ich das zugleich bin, hat seine Geheimnisse. — Aber bringen Sie das Geld?“

„Ja!“

„Darf ich bitten, es mir zu übergeben?“

„Ohne Garantie?“ fragte der Kammerherr.

„Wie?“ fuhr der Officier auf.

Der Herr von Stadel zuckte die Achseln.

„Geschäfte haben ihre Regeln. Die erste ist die der Vorsicht.“

„Und ich,“ sagte der Herr Hofer, „habe meine besondere Regel: wer mir nicht traut, mit dem mache ich kein Geschäft.“

Der Kammerherr zog ein halbes Dutzend Geldrollen hervor, legte sie auf den Tisch, aber vor sich hin.

„Sind das die tausend Stück Louisd'or?“

„Ja!“

„Sie wollen sie mir übergeben?“

„Gegen Quittung!“

„Stecken Sie sie wieder ein!“

„Zum Teufel!“ wurde der Hofmann ungeduldig.

Der Officier blieb ruhig.

„Herr von Stadel, Sie scheinen nach allen Seiten hin in mir sich zu irren. Sie dachten, bei dem Anblick des Geldes würde ich Ihnen nachgeben.“

Der Kammerherr biß sich in die Lippen.

Der Officier fuhr fort: „Was wollen Sie auch mit der Quittung? Was Sie und Ihre Gebieterin von mir fordern, kostet mir den Kopf, wenn nur noch ein einziger Mensch davon erfährt. Es kostet aber auch ganz genau so Ihren Kopf, Herr von Stadel! Ihren, nicht den Ihrer Gebieterin. Die durchlauchtige Dame wird Sie

verleugnen; man wird ihr zwar keinen Glauben schenken; man wird aber keine Beweise gegen sie haben; man wird diese auch nicht wollen; denn eine Prinzessin köpft man nicht. Man wird sie vom Hofe verbannen; vielleicht auch das nicht einmal; einen intriganten Feind hat man gern unter Aufsicht.

Diesmal hatte der Herr von Stadel ruhig zugehört, und ruhig erwiderte er:

„Mein kluger und lieber Herr Hofer, wenn Sie das Geld ohne Quittung empfangen und nun gar nichts dafür thun, sondern uns etwa die Vögel auf den Bäumen zeigen, wie stände die Sache dann?“

„Ich denke,“ antwortete der nicht minder ruhige Officier, „ganz so, als wenn Sie im Besitze einer Quittung von mir sich befänden. Wem würden Sie meine Schrift vorzeigen dürfen?“

„Ich denke, dem Gerichte, bei dem ich auf Zurückerstattung des Geldes gegen Sie klagen würde.“

Dem Lieutenant Hofer erschien auf einmal die Situation, in die er gerathen sollte, die er sich selbst zu schaffen im Begriffe stand, in einem völlig veränderten Lichte. Nur mit halber Sicherheit konnte er erwidern:

„Sie würden wagen, ein Gericht gegen mich anzugehen?“

„Gewiß, mein Freund!“ versicherte mit desto größerem Aplomb der Kammerherr.

„Und,“ rief der Officier, „meinen Einwand erwarten, daß Sie mit dem Gelde zu dem Morde mich hätten kaufen wollen?“

Der Herr von Stadel lachte.

„Freundchen, Sie setzen mich da in die erfreuliche Lage, Ihnen mit Ihren eigenen Worten antworten zu können: Sie haben keine Beweise; hätten Sie sie auch, kein Gericht dürfte sie an- und aufnehmen, und wenn man Ihnen auch glaubte, man würde Sie wegen der unerhörten Verleumdung in das Zuchthaus werfen.“

Es war eine Entgegnung, die der Herr Hofer seit einigen Augenblicken wohl erwartet hatte. Er konnte aus seiner Verlegenheit sich nur durch die Miene des Ueberraschten und Gekränkten retten.

„Ah, Herr von Stadel,“ sagte er, „ich sehe auf einmal den Abgrund, in den ich gestürzt werden sollte. Hier, nehmen Sie Ihr Geld zurück. Ich will mit Ihrer ganzen Sache Nichts mehr zu thun haben!“

Er sprach die Worte in voller, ernstlicher Ent-

rüstung, indem er die Geldrollen dem Kammerherrn zuschob.

Der Herr von Stadel lachte wieder.

„Keine Komödie, Freund Hofer. Sie haben sich zu tief mit uns eingelassen. Sie kennen die Alexandra. Ihr Zurücktreten wäre Ihr Fall hier. Mit Schimpf und Schande würden Sie fortgejagt. Ihre Hoheit die Fürstin ist eine sehr, eine erschrecklich tugendhafte Dame. Die schöne Gärtnerin Marzella — Warum fahren Sie in die Höhe, Freund Hofer? Warum werden Sie so leichenblaß?"

Der eben so freche wie geriebene Lieutenant der Schloßwache, Chef der Schloßpolizei, war in der That hoch aufgefahren, trug die Blässe des Todes in seinem Gesichte, hatte keine Antwort.

Der nicht minder geriebene Kammerherr sprach begütigend, fast väterlich wohlwollend, weiter:

„Beunruhigen Sie sich indeß nicht, Hofer. Unsere Interessen vereinigen sich. Wir haben Veranlassung, uns gegenseitig zu schonen, also auch uns gegenseitig zu trauen. Ich mußte Ihnen nur diese Situation klar machen. Von der Quittung kann ich nunmehr Abstand nehmen. Ich glaubte ihrer nur für mich zu bedürfen, der Prinzessin gegenüber, die hätte meinen können, ich habe das Geld für mich behalten. Diese hohen

Damen sind verzweifelt geizig, und Nichts macht mißtrauischer, als der Geiz. Also?"

Der Herr Hofer war der Besiegte; er konnte sich nicht sogleich in die Rolle finden, die er ferner zu spielen habe.

Der Herr von Stadel fragte ihn ruhig:

„Wann werden Sie zum Werke schreiten?"

Der Officier hatte sich gefaßt.

„In der heutigen Nacht!"

„Gut!" sagte der Kammerherr. „Sie kommen unserem Wunsche entgegen. Bedürfen Sie noch irgend einer Hülfe, einer Auskunft von unserer Seite?"

„Ich danke Ihnen."

Der Herr Hofer sprach die wenigen Worte kalt. Aber in demselben Moment kam der volle Verdruß über seine Niederlage in ihm zum Durchbruch, und in gereiztem Tone setzte er hinzu:

„Ich muß Sie im Gegentheil bitten, die Angelegenheit von diesem Augenblicke an als die meinige, lediglich als die meinige zu betrachten, und sich in keiner Weise hineinzumischen. Sie könnten nur verderben, und ich würde die ganze Verantwortung auf Sie zurückschieben."

„Ihr Wunsch ist mir Befehl!" sagte verbindlich der Herr von Stadel.

Er erhob sich.

„Gute Nacht, lieber Hofer!“

Er reichte damit freundlich dem Lieutenant die Hand, verließ das Gemach.

Der Herr Hofer stand noch ein paar Augenblicke wie unter einem schweren Drucke. Dann schüttelte er sich, und er fühlte sich wieder leicht.

„Pah!“ warf er vor sich hin.

Er nahm die Geldrollen von dem Tische. Dabei war ihm plötzlich Etwas eingefallen.

„Teufel, wenn es kein Gold wäre! Der Bursche hat Recht. Diese hohen Damen pflegen von einem Geizteufel besessen zu sein, und wenn sie mißtrauisch gegen Andere sind — wer einen Anderen hinter dem Ofen sucht, hat schon selbst dahinter gesessen.“

Er hob die Rollen eine nach der anderen auf, wog sie in der Hand, als Kenner.

„Es ist Gold!“

Vorsichtig öffnete er doch noch eine.

„Reines Gold!“ sagte er sich, vollkommen befriedigt.

Er trug sie in sein Schlafgemach, legte sie auf sein Bett, unter den Mantel mit der Kindesleiche, stand einen Augenblick sinnend, lachte dann laut auf:

„Sie sollen doch der Betrogene sein, Herr von

Stadel! Sie und Ihre saubere Herrin! — Aber zum Werke!"

Er verließ das Zimmer, schloß die Thüre sorgfältig hinter sich ab, so daß während seiner Abwesenheit Niemand weder in das Wohn-, noch in das Schlafgemach eindringen konnte.

Draußen blieb er in dem kleinen Seitengange, an dem sein Wohnzimmer lag, eine halbe Minute stehen, horchend und zugleich überlegend. Es war still um ihn her. Rasch ging er nun weiter; aber nicht wieder zu jenen dunklen, schmalen Gängen, durch die er gekommen war, auch nicht mehr mit dem leisen Schritt, den Niemand hören durfte. Er wandte sich sofort zu dem breiten, hell erleuchteten Corridor, verfolgte ihn mit laut widerhallendem Schritt; man sollte ihn hören. So stieg er auch die breite Haupttreppe des Schlosses hinunter, die ihn zu dem großen Mittelportale führte, an der Schloßwache vorüber, an Bedienten und den anderen Personen, die hier fortwährend ab und zu gingen; an dem Doppelposten, der vor ihm schulterte. Sie Alle sollten ihn sehen, sahen ihn, sahen nichts Ungewöhnliches an ihm; nur sein bestimmtes, entschiedenes Wesen, das sich in seinem festen und zugleich raschen Auftreten zeigte, in dem ruhigen Ausdrucke seines entschlossenen Gesichtes,

in einem heimlichen, frivolen Lächeln, das sein Lippen umspielte. Nur seine besondere Eile konnte auffallen und fiel auch wohl auf. Die ihn sahen, mußten fast unwillkürlich ihm nachschauen, und ihre Mienen zeigten, daß sie wohl mit einem gewissen unheimlichen Gefühle sich sagten: „Der hat einen Fang vor. Gott stehe Dem bei, den es trifft!“ —

Er schritt über den weiten Schloßhof, trat in die Hauptstraße der Residenzstadt, befand sich zwischen eleganten Gebäuden, hohen Palais.

In den hellen Thorweg eines der Palais schritt er. Ein Militairposten stand an dem Thore, schulterte vor ihm. Ein Diener stand in der Nähe, trat auf ihn zu, wie seine Befehle erwartend. Er war bekannt hier.

„Excellenz zu Hause?“ fragte er den Diener.

„Zu Befehl!“

„Führen Sie mich zu ihm!“

Er folgte dem Diener eine breite Treppe hinauf. Oben in einem Corridor ließ dieser ihn zurück, trat in ein Gemach, war nach wenigen Secunden wieder da.

„Excellenz erwarten den Herrn Lieutenant.“

Er ließ den Lieutenant in das Gemach treten, aus dem er gekommen war.

Es war das Arbeitscabinet des Ministers.

Seine Excellenz stand an seinem Arbeitspulte, in einem Papiere lesend.

Seine Excellenz war ein vornehmer, würdiger, feiner Herr. Man konnte in ihm Vielerlei vermuthen, entdecken: einen Hofmann, einen hohen geistlichen Herrn, einen feinen Diplomaten, einen schlauen Polizeichef.

Polizeichef war er, in doppelter Stellung, als Polizeiminister des Landes, als Polizeipräsident der Residenz.

Der Lieutenant Hofer war in seiner zwanglosen, derben Weise zu ihm eingetreten.

„Was bringen Sie mir, Hofer?“ rief ihm der Minister mit wohlwollender Würde entgegen.

„Ich komme, Eure Excellenz unterthänig um einen Urlaub zu bitten.“

Der Minister war, oder zeigte sich überrascht.

„Sie? In dieser Zeit?“

„Darf ich meine Bitte vortragen, Excellenz?“

„Tragen Sie vor.“

„Excellenz, unsere Truppen haben heute einen Sieg erfochten!“

„Einen ruhmvollen, glückverheißenden Sieg!“

„Ich fürchte ihn, Excellenz!“

„Wie?“

„Excellenz, nach den Mittheilungen, die aus dem Hauptquartiere Seiner Hoheit selbst hierher kamen, hat der Feind sich auf eine etwas plumpe Weise überfallen lassen; der Sieg wurde Seiner Durchlaucht dem Prinzen Alexander außerordentlich leicht, gar zu leicht. Der Feind zog sich nach wenigen Attaken, bei geringem Verluste zurück, fast fluchtartig, und nahm eine Stellung ein, in die er von unseren Truppen nicht verfolgt werden kann. Das sind Umstände, die verdächtig erscheinen, Mißtrauen erwecken müssen. Wir sollen sicher gemacht werden. Sicherheit im Kriege taugt nicht, nimmt die Vorsicht, bringt schlechte Nachsicht.

Der Minister hatte dem Officier mit großer Aufmerksamkeit, mit einer gewissen Spannung gar zugehört; ein auf etwas Anderes hindeutender Zug war in seinem feinen und würdigen Gesichte nicht zu entdecken. Bewegte in seinem Innern gleichwohl sich etwas Anderes, so war der würdige Herr ein Meister in der Kunst der Verstellung.

„Ihre Auffassung," sagte er mit jener wohlwollenden Würde, „bedarf der Erwägung. Steht Ihre Bitte um Urlaub damit in Verbindung?"

„Ja, Excellenz! Der Prinz Alexander bedarf vor allen Dingen eines Kundschafters, der ihm so schleunig und so zuverlässig Nachricht bringt

über die Stellung, die Märsche, die Absichten des Feindes. Ich bin auf dem Kriegsschauplatze wie zu Hause; ich war als Knabe dort; ich lebte als junger Mann wieder da. Ich kenne jeden Berg, jede Anhöhe, jeden Baum in den Wäldern, alle Wege und Pfade von Berg zu Berg, von Schlucht zu Schlucht. Mich kennen alle Bewohner des Rauhen Waldes. So erfahre ich Alles; so hinterbringe ich Alles. Gewähren Excellenz mir den Urlaub, so reise ich in der nächsten halben Stunde ab."

Der Minister sann nach.

Sein Gesicht war wieder undurchdringlich. Sein Blick schien nur in sein Inneres versenkt.

Freilich ruhten auf diesem Gesichte die Blicke des Lieutenants, als wenn sie darauf das Innere des Ministers verfolgen wollten.

„Welche Begleitung würden Sie von mir wünschen?" fragte der Minister.

„Gar keine, Excellenz. Ich muß eben ohne alle Begleitung sein. Jeder Dritte könnte mein Verräther werden, vielleicht schon hier in der Residenz, in der wohl unzweifelhaft der Feind seine Spione hat, jedenfalls im Rauhen Walde, wo der Feind jeden Unbekannten sofort als Spion würde aufknüpfen lassen."

„Und Sie wollen diesem Schicksale sich exponiren, Hofer?“

„Excellenz haben mich vielfach kennen gelernt. Ich habe nie eine Gefahr gescheut. Ich habe noch jeder Gefahr zu entgehen gewußt, und im Rauhen Walde kenne ich keine Gefahr.“

„Sie haben den Urlaub!“ sagte der Minister.

„Ich danke Eurer Excellenz.“

„Ich vertraue ganz Ihnen,“ setzte der Minister noch hinzu. „Sie haben sich ein schweres Unternehmen auferlegt. Aber Ihre Umsicht, Ihr Muth und Ihre Gewandtheit werden Sie es glücklich vollenden lassen.“

Ein gnädiges Neigen des Kopfes entließ den Lieutenant.

Hofer verabschiedete sich mit einer respectvollen Verbeugung.

Den Blick, den der Minister ihm nachsandte, sah er nicht mehr; auch die Worte vernahm er nicht, von denen der Blick begleitet wurde:

„Was hat er vor? Was soll in der Nacht sich ereignen?“

Er zog eine Klingelschnur.

Eine Polizeiordonnanz erschien.

„Der Hauptmann Prick!“ befahl der Minister.

Eine Minute später trat der Polizeihauptmann

Prick ein, ein Mann, klug, ruhig, wie sein Chef. Freilich war der Minister der vornehme, aristokratische Herr und der Hauptmann der Subalternbeamte.

„Prick,“ befahl ihm der Minister, „lassen Sie sofort den Lieutenant Hofer durch ein, auch durch zwei Paar Augen bewachen!“

„Zu Befehl, Excellenz!“

„Lassen Sie ferner ein halbes Dutzend Gensdarmen zum sofortigen Aufsetzen sich bereit halten!“

„Zu Befehl!“

Der Polizeihauptmann hatte doch wohl einen fragenden Blick.

„Später!“ sagte der Minister.

Der Hauptmann entfernte sich stumm, wie er gekommen war.

Der Minister setzte eine Arbeit fort, die er bei dem Erscheinen des Lieutenants Hofer unterbrochen hatte.

Als der Lieutenant Hofer draußen im Gange sich allein sah, flog ein zufriedenes und zugleich etwas höhnisches Lächeln über seine Lippen. Aber mit ruhigem Schritte ging er weiter, in gerader Linie zum fürstlichen Schlosse zurück.

Er begab sich in das Schloß, ging über die Mitte des Schloßhofes, direct auf das große Mittel-

portal zu, so daß er in diesem schon von weitem gesehen werden konnte. Er war auch gesehen, die beiden Schildwachen, als er ankam, standen schon vor ihren Schilderhäusern, schulterten. Er winkte ihnen zu, die Gewehre wieder in die Arme zu nehmen, trat dann zu der einen:

„Nichts passirt während meiner Abwesenheit?"

„Nichts, Herr Lieutenant!"

„Auch keine Meldung über die Ankunft Seiner Hoheit?"

„Nein, Herr Lieutenant!"

Er ging in das Schloß, stieg die breite Haupttreppe hinauf, durschritt Corridor und Gang, stand vor seiner Wohnung. Diese bestand, wie wir wissen, aus einem Wohn- und einem Schlafgemach. Aus jedem ging eine Thüre in den vorüberführenden Gang. Er hatte bei seinem Ausgange beide Thüren verschlossen. Er untersuchte beide, ob sie noch verschlossen seien; er fand sie so. Er schloß die Thüre des Wohnzimmers auf, trat in das Zimmer. Sein erster Blick suchte auch hier, ob Alles in Ordnung sei. Er fand Nichts, was ihn beunruhigen konnte; das Licht brannte wie früher, und zeigte ihm, daß Alles noch so war, wie er es verlassen hatte. Er begab sich in das Schlafgemach; er mußte sich die Ueberzeugung

verschaffen, daß auch hier während seiner Abwesenheit Niemand eingedrungen sei. Keine Spur fand sich, daß Jemand das Gemach betreten habe. Aber —

„Der Teufel könnte sein Spiel hier gehabt haben," sagte er sich, „und dieser Herr von Stadel ist schlimmer, als der Teufel!"

Er trat an sein Bett. Sein Mantel lag noch da, wie er ihn hingelegt hatte. Ein Aber beunruhigte ihn gleichwohl noch einmal.

Er war ein sehr vorsichtiger Mann.

„Ist das Geld, ist das Kind noch da?"

Er hob den Mantel auf.

„Ah, Herr von Stadel!" rief er dann, vergnügt, zufrieden.

Unter dem Mantel lag noch die Kindesleiche, lagen noch die Geldrollen, wie er sie hingelegt, wie er sie verlassen hatte.

Er war frei von jeder Beklemmung, von jeder Sorge.

„Und doch steht das Schwerste noch vor mir," sagte er sich.

Augenblicklich war er aber wieder der entschlossene, thätige Mann.

Er sah auf seine Uhr. Sie zeigte ihm zehn Minuten vor elf Uhr.

„In zehn Minuten muß Alles vorbei sein!“ sagte er sich.

Er nahm die Geldrollen, steckte sie zu sich, in mehrere Taschen vertheilt, daß er sie bequemer tragen konnte.

„Ich wäre versorgt, wenn ich hierher nicht zurück könnte!“

Er nahm den Mantel auf, schlug ihn um seine Schultern.

Er nahm die Leiche des Kindes auf, wickelte sie in einen Shawl, mit diesem in den Mantel.

Er kehrte in sein Wohnzimmer zurück, durchschritt es rasch, schloß die Thüre hinter sich zu, war von der Secunde an die lautlos schleichende Katze.

Er schlich durch den Gang, an dem seine Zimmer lagen, trat nicht in den hellen Corridor, in den der Gang mündete, suchte vielmehr den dunklen Seitengang wieder auf, durch den er vorhin bei seiner Rückkehr aus dem Gärtnerhause in der Vorstadt die Kindesleiche zu seiner Wohnung getragen hatte, erstieg hier eine Treppe, gelangte oben wieder in einen dunklen Gang, erreichte an dessen Ende eine Treppe, stieg diese hinunter, ein, zwei Stockwerke, hatte wieder einen dunklen Gang erreicht, verfolgte diesen, blieb vor einer Thüre stehen.

Er befand sich in der Beletage desjenigen Theiles des Schlosses, der die Residenz genannt wurde. Er war aber an dessen Rückseite. Nach vorn lagen die Wohngemächer der Fürstin.

Er horchte einen Augenblick an der Thüre. Er vernahm Nichts. Schnell hatte er einen Schlüssel hervorgezogen. Geräuschlos schloß er die Thüre auf, durchschritt den dunklen Raum, in den er getreten war, stand vor einer zweiten Thüre. Diese war unverschlossen. Er öffnete sie leise, durchschlich einen zweiten, dunklen Raum, stand wieder vor einer Thüre. Er war immer leiser, vorsichtiger gegangen; die Gefahr einer Entdeckung mußte mit jedem Fußtritte näher, dringender für ihn sein. Einen Augenblick horchte er wieder; es blieb still um ihn her. Er hob den Finger, um an die Thüre zu klopfen. Sie mußte verschlossen sein; er mußte hier sich anmelden; dies wollte er. Als er den Finger erhoben hatte, wurde die Thüre von innen geöffnet.

Er flog zurück.

Auch sein leises und leisestes Schleichen war jenseits der Thüre vernommen worden.

Eine Frauengestalt stand vor ihm, in dem Halbdunkel des Gemaches, in das die Thüre führte.

Es war eine ältliche Dienerin des Schlosses.

Die Frau, indem sie öffnete, hatte einen Finger auf ihre Lippen gelegt.

„Verrathen?“ hauchte er ihr zu.

Sie schüttelte den Kopf und gab ihm zugleich ein Zeichen, daß er aus dem Lichte zurücktreten solle.

Er machte einen Schritt in das Dunkel des Raumes zurück, in dem er noch stand.

Die Frau folgte ihm.

„Gehen Sie,“ sagte sie zu ihm.

„Führen Sie mich,“ erwiderte er.

„Ich bleibe hier.“

„Aber ich weiß keinen Bescheid drüben. Ich war nie da!“

„Sie werden sich schon zurecht finden.“

„Aber, Frau Wurm! Es ist gegen die Abrede!“

„Ich kann nicht!“ sagte die Frau, und ihre Stimme, wie leise sie war, klang wie die tiefste Angst, wie die Todesangst, die das Herz zuschnüren will.

„Zum Teufel, Frau Wurm!“ mußte, konnte der Lieutenant Hofer fluchen.

„Ich kann nicht,“ war die Antwort der bebenden Frau.

„Sie haben ja Nichts dabei zu thun,“ sagte er ingrimmig.

„Ich kann es nicht ansehen. Es wäre mein Tod!"

Mit einem neuen Fluche verließ er die Frau.

Er schritt in das Gemach, aus dem die Frau Wurm ihm entgegengekommen war.

Jenes Halbdunkel herrschte darin, das die Frau ihn hatte erkennen lassen. Es rührte von einer Schirmlampe her, die auf einem kleinen Tische in einer Ecke stand. Es reichte vollkommen aus, alle Gegenstände in dem Zimmer übersehen und unterscheiden zu können.

Er befand sich in einem hohen, geräumigen Gemache, das eben so elegant und kostbar, wie wohnlich, traulich, heimlich war. Der Fußboden war mit weichen Teppichen belegt; die Wände waren mit golddurchwirkten Tapeten bekleidet, die Thüren mit Portièren versehen, die hohen Fenster dicht verhangen. In der Mitte stand eine Wiege von dunklem, alterthümlich und künstlich geschnitztem Holzwerk, oben mit einer Fürstenkrone geziert. Neben ihr befand sich ein bequemer Lehnsessel.

Auf die Wiege war das erste Augenmerk Hofer's gerichtet.

Er hatte einen Augenblick lang nach seinem Eintreten den Schritt gehemmt, Alles hier sich anzusehen. Es war nur ein kurzer Augenblick;

seine Blicke zeigten, daß er noch nie hier gewesen war, er war dennoch nach wenigen Secunden orientirt. Dann schritt er zunächst zu den Thüren des Zimmers. Er konnte es dreist und rasch. Der dichte, weiche Teppich machte seine Bewegungen unhörbar. Das Gemach hatte drei Thüren. Durch die eine war er eingetreten; sie war hinter ihm nur angelehnt. Er ging zu den beiden anderen. Der Herr von Stadel hatte ihm gesagt, sie seien gleichfalls nur angelehnt, so daß man jenseits jedes Geräusch, auch das geringste, wahrnehmen könne. Er überzeugte sich, daß beide im Schlosse lagen. Er horchte an ihnen; er hörte keinen Laut, keine Bewegung in den Räumen, zu denen sie führten.

Er war wieder an der Wiege zurück. Er fühlte sich sicher. Seidene Vorhänge verbargen das Innere des kleinen Bettchens. Er schlug sie zurück. Auf schneeweißen Kissen lag ein Kind von etwa drei Wochen da, bildschön, süß schlummernd. Zwei Minuten lang mußten die Augen des Lieutenants es betrachten. Sonderbare Gedanken und Gefühle mochten ihn bewegen.

„Pah!“ sagte er, indem er sich über Stirn und Augen strich.

Dann war es mit seiner inneren Bewegung vorbei. Seine Arbeit begann. Sie mußte rasch

vollzogen werden. Er hatte seinen Mantel noch nicht abgelegt; er hatte ihn fest um seinen Körper gewunden; unter ihm trug er die Kindesleiche. Er legte ihn auch jetzt nicht ab, er schlug ihn nur auseinander. Die kleine Leiche kam zum Vorschein; er hatte seinen Arm um sie geschlungen; es war der linke Arm. Er betrachtete sie eine Weile, dann das schlafende Kind in der Wiege. Ein Zug von Hohn umspielte seinen Mund.

„In die Wiege eines Prinzen! Unter die Fürstenkrone!" sprach er zu der Leiche. „Du hast es Dir nicht geträumt! Du hast gar noch nicht geträumt! Deine Mutter —! Pah!"

Sein rechter Arm nahm das Kind aus dem linken. Er legte es auf das Wiegenkissen. Er streckte den Arm nach dem schlafenden Kinde aus, dem Fürstensohne. Seine Bewegung ließ annehmen, errathen, daß er den jungen Erbprinzen aus dem Bettchen aufnehmen wolle. Seine Absicht konnte dann nur sein, das todte Kind an dessen Stelle zu legen.

Und was sollte mit dem schlummernden Prinzen geschehen?

In dem Augenblicke, da er den Arm ausstreckte, entstand in einem der Gemächer nebenan ein Geräusch.

Sein Arm fuhr unwillkürlich zurück.

Er horchte. Das Geräusch war in dem Zimmer rechts. Es war das Schlafgemach der Fürstin.

Bei der hohen Wöchnerin wachte dort eine Hofdame. Bedurfte diese einer Hülfe für die Fürstin, so befanden sich in einem Gemache zur einen Seite zwei Kammerfrauen, zur anderen Seite war das Schlafzimmer des kleinen Erbprinzen, an dessen Wiege seine Wärterin, die Frau Wurm, wachte, wachen sollte.

Der Lieutenant Hofer war an ihrer Stelle da.

Er hatte das Geräusch gehört. Er horchte; nur eine einzige Secunde lang.

Eine Frauenstimme sprach. Eine Frauenstimme antwortete.

Hofer's Hände flogen, in geschäftiger, in fast rasender Eile, von dem einen der Kinder zu dem anderen. In weniger als einer Minute, vielleicht in einer, war er fertig. Eins der Kinder blieb in der Wiege, das andere hatte er in seinen Mantel gewickelt.

Mit ihm entfloh er aus dem Gemache. Seine Füße berührten kaum den Boden, der Teppich hielt den geringsten Laut zurück.

Er war in dem dunklen Vorzimmer, in dem er die Frau Wurm zurückgelassen hatte.

Die Frau trat aus dem Hintergrunde des Zimmers hervor.

Sie könne nicht dabei sein, es nicht ansehen, was er vorhabe, hatte sie zu dem Officier gesagt. Sie hatte es auch wohl nicht anhören können, Nichts hören wollen; sie hatte sich in den Hintergrund des Gemaches geflüchtet.

Sie war leichenblaß, sie zitterte am ganzen Körper, als sie hervortrat. Der Officier sah es in dem Scheine der Lampe, der in das Vorzimmer fiel.

„Gehen Sie auf der Stelle hinein, flüsterte er ihr zu. Im Zimmer der Fürstin war Geräusch!"

„Herr des Himmels!" stöhnte die Frau.

Trotz ihrer Angst hatte sie Etwas gesehen.

„Was tragen Sie unter dem Mantel?" rief sie entsetzt, mit einer Stimme, die sie nicht zu dämpfen vermochte.

Der Officier entsetzte sich ebenfalls.

„Gehen Sie zum Teufel!"

Er wollte fort. Sie hielt ihn.

„Was tragen Sie? Ich muß es wissen!"

Er stieß sie von sich. Er war entflohen.

Sie stand, bebend an allen Gliedern, ihm nachzuhorchen. Sie glaubte ihn einen Corridor entlang eilen zu hören; dann schien es ihr, als

wenn er eine Treppe hinaufsteige; dann vernahm sie seinen Schritt gar nicht mehr. Auf einmal schlug der Ton einer Stimme an ihr Ohr. Sie stieß einen Hülferuf aus; die Worte verstand die Frau nicht, sie waren ihr fremd.

Ein Geräusch folgte, als wenn mehrere Personen mit einander im Handgemenge seien. Es war an der Rückseite des Schlosses.

„Allmächtiger Gott, was wird nun werden!“ mußte die auf den Tod erschrockene Frau ausrufen.

Sie flog in ihr Zimmer zurück.

2.

In der dritten Stunde vor den zuletzt beschriebenen Scenen hatten in einem der Gemächer neben demjenigen, in welchem der Lieutenant Hofer sich mit dem todten und dem lebenden Kinde an der Wiege des Letzteren zu schaffen machte, die nachfolgenden Begebenheiten stattgefunden.

Das Gemach war das Schlafzimmer der Fürstin.

Die hohe Dame war Wöchnerin. Sie hatte gerade vor drei Wochen ihrem Gemahle, dem regierenden Fürsten, das erste Kind geboren, einen Knaben; sie hatte damit dem Fürsten und dem Lande einen Erbprinzen, dem Lande seinen künftigen Regenten geschenkt.

Man hatte lange auf das Geschenk gewartet, im Lande und am Hofe. Im Lande waren freilich getheilte Ansichten darüber, ob die Geburt eines

Erbprinzen in der That als ein Geschenk für das Volk zu betrachten sei. Es hatte damals gerade ein Auftauchen sonderbarer, neuer politischer Ideen begonnen, die vielfach verschiedene Meinungen über staatliche Zustände hervorriefen.

Am Hofe hatten politische Ansichten in einen Widerstreit allerdings nicht gerathen können; die Nothwendigkeit einer Herrschaft der absoluten Fürstengewalt war dort ein unangegriffenes und unangreifbares Axiom. Desto mehr standen dort persönliche Wünsche, persönliche Antipathien und Sympathien einander gegenüber, leidenschaftlich sich bekämpfend, aber immer mit derjenigen Mäßigung und Zurückhaltung, und mit der ganzen Feinheit und Glätte der Höfe und des Hoflebens, die ein offenes, lautes Aufeinanderplatzen nicht zulassen, um so mehr heimlich einander anfeinden, durch Verleumdungen, Intriguen und Machinationen aller Art unter dem Boden wühlend, einen Kampf des Verderbens und Vernichtens gegenseitig führen.

Wir haben es hier mit dem Hofe zu thun.

Der Erbprinz war geboren.

Die Aeußerungen der Freude darüber waren allgemein. Aber welchen Werth haben Aeußerungen an einem Hofe, an dem die Aufgabe und

die Kunst des Lebens darin bestehen, Affecte wie Leidenschaften zu lügen oder zu verbergen?

Die Fürstin lag in ihrem Bette. Ihre Niederkunft war keine leichte gewesen. Ihre Kräfte hatten aber in der letzteren Zeit wieder mehr zugenommen. Ihr Aeußeres zeigte das. Ihr Gesicht und ihre Hände trugen nur noch das feine, zarte, charakteristische Weiß der Katastrophe, in deren Folge die hohe Dame das Bett noch hüten mußte, ein Weiß, das mit dem der feinen Kissen wetteiferte, auf denen die Glieder der Wöchnerin ruhten.

Sie war eine schöne Frau, in noch sehr jugendlichem Alter; sie konnte kaum achtzehn bis neunzehn Jahre zählen. Ihr liebliches Gesicht trug vorherrschend den Ausdruck einer Sehnsucht nach Glück, die weichen, runden Formen; die reizend geschnittenen Lippen, von denen die obere leicht über die untere hervortrat; die großen, schwarzen und doch so hell blitzenden Augen, die an einen südlichen, ewig klaren, heiteren Himmel erinnerten.

Hatte sie das Glück gefunden, nach dem das Herz sich sehnte?

Ihre Augen waren geöffnet; der Blick wandte sich nach einer Seitenthüre, die leicht angelehnt war, durch die Thüre mußte ein Geräusch ihr Ohr

getroffen haben. Das Geräusch wiederholte sich. Ein leiser Schritt war zu unterscheiden; eine leise Bewegung, als wenn ein Kissen gerührt werde, ein leises Summen, als wenn ein Kind beruhigt werden solle.

„Liebe Keller!“ hauchte die Fürstin.

In einem Lehnsessel, dem Bette der Fürstin schräg gegenüber, hatte eine Dame geruht, nicht schlafend, vielmehr jeden Augenblick eines Rufes, eines Befehles gewärtig, nur einer Bewegung, der sie ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden habe. Bei dem ersten Laute, der aus dem Nebenzimmer drang, hatte sie sich schon erhoben, unhörbar, um die Fürstin nicht etwa unnöthig zu wecken. Da traf der Ruf der Fürstin sie. Sie schritt zu dieser.

„Ah,“ sagte die Wöchnerin freundlich, „Sie sind schon auf dem Wege zu meinem Kleinen. Wollten Sie nachsehen! Es wird ihm doch Nichts fehlen!“

Die Gräfin Keller, Hofdame der Fürstin, begab sich in das Nebengemach, kehrte nach einer Minute zurück.

Der kleine Prinz hatte sich gerührt, war aber auf der Stelle wieder ganz ruhig gewesen, berichtete sie.

„Haben Sie sich selbst überzeugt, liebe Keller?“ fragte die Fürstin.

„Ich war an der Wiege. Der Athem war ruhig, gleichmäßig, die Augen waren geschlossen.“

„Ach, liebe Keller, wie gern möchte ich das Kind sehen!“

Die Hofdame konnte wohl nicht sofort eine Antwort auf einen Wunsch finden, der für den Augenblick nicht erfüllt werden durfte.

„Aber ich weiß ja,“ beschied das Mutterherz sich selbst, „zu mir darf es nicht gebracht werden; es würde seinen Schlaf stören. Und ich kann das Bett noch nicht verlassen!“

„Vor einer Stunde,“ sagte jetzt die Gräfin Keller, „hatten Hoheit den Prinzen ja noch in Ihren Armen!“

„Vor einer Stunde! Andere Mütter dürfen ihr Kind stets bei sich haben! Welch ein Glück muß das sein!“

Die Hofdame hatte wieder keine Antwort.

Die Fürstin lag still.

Auch in dem Nebenzimmer war es still geworden, eine Zeit lang geblieben.

Es entstand wieder Geräusch darin, ein Schritt, eine Bewegung an der Wiege; ein zweiter Schritt kam hinzu.

Die Hofdame war schon in dem Gemache, ohne auf einen Befehl der Fürstin gewartet zu haben; sie war nach einem kurzen Augenblicke zurück.

„Die Wärterin,“ berichtete sie, „hatte die Amme herbeigerufen, dem Prinzen Nahrung zu geben.“

„Er nimmt sie?“

„Mit einem reizenden Behagen.“

„Liebe Keller!“ bat die Fürstin.

Die Hofdame kannte die Bitte der jungen Mutter.

„Der Arzt,“ bat sie zurück, „hat Eurer Hoheit auf das Strengste jede Bewegung verboten!“

„Ich will mich nicht rühren, nicht einmal die Hand.“

„Auch jede Aufregung, Hoheit!“

„Sie sind grausam —“

„Ich werde verantwortlich gemacht!“

„Ich will ja mein Kind nur sehen. Seine Augen nur! — Hat es die Augen geöffnet?“

„Der Prinz blickte klar um sich.“

„Bitte, liebe, beste Keller!“

Die Gräfin Keller konnte der Bitte der Herrin nicht mehr widerstehen. Sie begab sich wieder in das Nebenzimmer, kehrte mit der Amme zurück, die das Kind an der Brust liegen hatte.

Die Hofdame hatte Recht gehabt; es war ein reizender Anblick, das frische, schöne Kind an der Brust der kerngesunden jungen Bäuerin, der schönsten und gesundesten, die man im Lande für den Erbprinzen hatte auffinden können, der die saubere, bäuerliche Tracht in den fürstlichen Gemächern noch ein besonders anziehendes Aeußere verlieh. Das Kind trank die Milch ganz mit jenem reizenden Behagen, von dem die Hofdame gesprochen hatte. Seine weit geöffneten Augen ruhten dabei wie mit einem dankbaren Blicke auf dem freundlich ihm zulächelnden Gesichte der Amme, schienen in ihre Augen sich versenken zu wollen.

Einen Augenblick sah die Fürstin mit dem vollen Glücke der Mutter das Bild. Dann war es, als wenn Etwas wie ein bitteres Gefühl sie durchzucke, und sie mußte diesem Ausdruck geben. Aber das schöne Herz der Dame offenbarte sich dabei.

„Ach," sagte sie in französischer Sprache zu der Hofdame, „warum mußte man mir das Glück rauben, meinem Kinde selbst Nahrung zu geben! Ich gab ihm doch das Leben! Und nun eine Fremde —!"

Sie brach ab. Sie richtete einen freundlichen Blick auf die Amme.

„Hattest Du schon wieder Nachricht von Deinem Buben, Babette?“

Die Bäuerin strahlte in Glück.

„O ja, ich danke recht schön, gnädigste Hoheit!“

„Und gute?“

„Recht gute, Gott sei Dank!“

„Es freut mich, Babette. Und wenn sie für Deinen Kleinen nicht ganz ordentlich sorgen sollten — ich habe die gemessensten Befehle ertheilt —“

Die Amme unterbrach die Fürstin. Es war wohl gegen den Respect; aber es kam aus dem dankbarsten Herzen.

„O,“ sagte sie, „gnädigste Hoheit, mein Bube hat ja Alles, schreiben sie mir von Hause. Es werde ja für ihn gesorgt, wie für einen Prinzen.“

Die Fürstin lächelte freundlich.

„Ja, ja! Sorge Du für meinen Prinzen; es soll auch dem Deinigen an Nichts fehlen.“

Die Gräfin Keller hatte einen besorgten Blick für die hohe Wöchnerin, die sich doch aufzuregen schien.

„Wollten Hoheit der Babette nicht befehlen, den Prinzen in seine Wiege zurückzubringen? Er schließt schon die Augen.“

Die Fürstin hatte nicht sogleich eine Antwort. Ihr Blick ruhte auf dem Kinde, das an der

Brust einzuschlummern begann. Es ist der süßeste Anblick für eine Mutter, wenn es in ihrem Arme so einschlummert. Die Fürstin mußte aufseufzen.

Plötzlich fuhr sie hastig auf.

Rasche, eilige Schritte kamen in dem Corridor näher. Sie kamen zwar leise. Sie waren dennoch etwas Ungewöhnliches in der Nähe des Gemaches der Kranken und sie zeigten etwas Ungewöhnliches an.

„Vom Fürsten?" rief die Dame. „Vom Kriege? Ah, Keller —! Sehen Sie nach. Bringen Sie sogleich Nachricht! Auf der Stelle!"

Die Gräfin Keller war eine Hofdame, die ihren Platz ausfüllte.

Zuerst gab sie der Amme einen Wink, mit dem Säuglinge in dessen Zimmer zurückzukehren.

Dann, indem die Amme sich entfernte, begab sie sich ruhig und langsam zu der Thüre, die in den Corridor führte. Sie war im Begriffe, sie zu öffnen.

„Keller!" rief die Fürstin heftig hinter ihr.

Die hohe Dame hatte nur Aufmerksamkeit für Das gehabt, was sich draußen im Corridor zutrage.

Stimmen hatten dort eilige, leise Worte gewechselt.

„Etienne!“

Mit dem leisen Ausruf war die Fürstin emporgefahren.

Dann rief sie laut die Hofdame zurück.

Die Gräfin Keller trat an ihr Lager.

„War das nicht Etienne's Stimme?“ fragte sie.

„Ich glaubte,“ war die Antwort, „in der That die Stimme des Grafen zu erkennen.“

„Laß ihn eintreten!“

„Hoheit!“ rief fast erschrocken die Hofdame.

Die Fürstin war in hohem Grade aufgeregt.

„Er kommt von meinem Gemahl! Er bringt Nachrichten. Eine Schlacht wurde erwartet. Sie kann stattgefunden haben. Ich muß ihn sprechen! Ich muß, Alwine!“

Bei diesem Namen nannte sie die Hofdame nur in dem vertrautesten Gespräche.

Die junge Frau und die ältere Frau hatten Geheimnisse.

Solche Geheimnisse pflegen zumeist die der jüngeren Frau zu sein. Ist diese zugleich die höhere, so sind sie es immer.

Jedenfalls kennt dann die Aeltere ganz genau die Jüngere.

Die Hofdame erwiderte der Fürstin Nichts.

Sie verließ das Gemach, als wenn sie nur

beabsichtige, der Bitte, vielmehr dem Befehle der Herrin nachzukommen.

Draußen in dem Corridor standen zwei Herren, ein älterer und ein jüngerer.

Der Aeltere war ein sehr vornehmer und sehr würdiger Herr, ob Beide mehr oder weniger, als der Polizeiminister, war im ersten Moment wohl nicht mit Sicherheit zu entscheiden. Jedenfalls bestand eine erhebliche Verschiedenheit zwischen den beiden Herren. Freilich war auch ihre Stellung eine sehr verschiedene. Der Herr, der der Hofdame gegenüber stand — Graf Hohenleben hieß er — war kein Minister, war der Hofmarschall Seiner Hoheit. Er war mehr Edelmann, als der Minister, und er war am Hofe aufgewachsen und alt geworden; er war von seiner frühesten Jugend an in dem fürstlichen Hof- und Familienkreise heimisch gewesen, hatte nur von den fürstlichen Personen Befehle erhalten, und diese Befehle waren ihm immer mit dem Bewußtsein und der Rücksicht ertheilt worden, daß sie einem Edelmanne gegeben würden, dessen Ahnen ebenbürtig gewesen waren mit denen des Befehlenden, und der nur freiwillig, zu seiner eigenen Ehre, einen Ehrendienst übernommen hatte, den er jeden Augenblick wieder zu verlassen geneigt und

im Stande war, wenn er eine Behandlung erfahre, die nicht seiner Ehre convenire.

Der Minister dagegen hatte im Bureau seine Carrière begonnen und durchlaufen müssen, unter allerlei Vorgesetzten, nur keinem fürstlichen, desto mehr unter Bureaumenschen, die, selbst in Bureaux erzogen und ausgebildet, allen Zopf, allen Hochmuth, alle Rohheit der Bureaukratie den Anfänger, wie den Untergebenen, den Lehrling gleichsam wie den Gesellen hatten fühlen lassen. Der Minister war in solcher Weise Bureaukrat geworden und geblieben, der Hofmarschall war immer der vornehme Herr, der Seigneur.

Und der jüngere Herr, der sich in seiner Gesellschaft befand?

Es war eine ganz besondere, eine durchaus distinguirte Erscheinung. Ein junger Mann im Anfange seiner zwanziger Jahre, eine schlanke, hohe, stolze Gestalt, ein vornehm geschnittenes Gesicht, in jedem Zuge Adel; brünetter Teint, wie von einem südlichen Klima geboren; feurige schwarze Augen, wie sie durch den dichtesten Schleier einer schönen Spanierin blitzen und glühen; ein kleiner schwarzer Bart, rabenschwarze Locken. Der junge Mann trug die Uniform eines Cavallerieofficiers.

Die beiden Herren hatten in dem Corridor

Halt gemacht, nicht an, aber doch auch nicht weit von dem Gemache der Fürstin.

Der Jüngere, Graf Etienne Morin, war Ordonnanzofficier im Gefolge des Fürsten. Er kam in der That mit einem Auftrage seines Herrn aus dem fürstlichen Hauptquartier; der Auftrag war auch für die Fürstin. Unmittelbar konnte er bei der Dame, die sich in ihrem Bette befand, nicht vorgelassen werden. Er hatte sich an den Hofmarschall gewandt, der den rechten Weg finden werde, finden müsse. Der erste Hofbeamte sah sich in einer peinlichen Lage. Der junge Officier hatte nur mündliche Aufträge des regierenden Herrn. Der Fürst hatte nichts Bedenkliches darin gefunden, vielmehr geradezu vorausgesetzt, Etienne Morin werde seines Auftrages an die hohe Dame sich von Mund zu Mund entledigen. Er behandelte den jungen Grafen wie seinen Sohn, und dieser Sohn war der Jugendfreund und ein, wenn auch nur entfernter, Verwandter seiner Gemahlin.

„Der Wille des Fürsten war," wollte der junge Graf den Entschlüssen des Hofmarschalls zu Hülfe kommen, „ich solle unmittelbar zu seiner Gemahlin geführt werden."

„Hm, hm, Herr Graf!"

„Seine Hoheit machte nur Eine Ausnahme: wenn der Gesundheitszustand der Fürstin ein Bedenken darbiete.“

„Darauf wird allerdings gleichfalls viel ankommen, lieber Graf.“

„Gleichfalls, Excellenz? Nach der Ansicht des Fürsten einzig und allein!“

„Hm, mein lieber Graf, Sie werden eine Bemerkung nicht unfreundlich aufnehmen. Um die Hofetikette kümmern die hohen Herrschaften sich nicht immer, nicht in allen Fällen. Der Hofmarschall aber ist für sie verantwortlich, stets, in allen Fällen.“

Die beiden Herren unterhielten sich in französischer Sprache, die, abgesehen von der Mode am Hofe, die Muttersprache des Grafen Etienne Morin, und diesem am geläufigsten war.

In der feinen fremden Sprache hatte der Hofmarschall seiner Bemerkung den liebenswürdigsten Ausdruck gegeben.

Der junge Herr, dessen Aeußeres und Wesen die südliche Abstammung und das Feuer dieser Abstammung verrieth, hatte sich dennoch etwas verletzt gezeigt.

„Excellenz,“ erwiderte er, „die Fürstin verletzt nie die Sitte; sie ist eine so edle und fein gebil-

dete Dame, daß sie dazu schlechterdings nicht im Stande ist. Und was mich betrifft —"

Der Hofmarschall unterbrach ganz ruhig und ungenirt den lebhaften jungen Herrn.

„Gehen wir, Herr Graf!"

„Wohin?"

„Zu den Zimmern Ihrer Hoheit."

„Sie wollen mich zu der Fürstin führen?"

„Wir werden sehen!"

Sie begaben sich zu den Gemächern der Fürstin.

„Darf ich erfahren," fragte auf dem Wege der Hofmarschall, „welchen Charakter die Nachrichten haben, deren Ueberbringer Sie sind?"

„Sie sind erfreuliche! Wir haben einen Sieg erfochten. Die Fürstin sollte die erste Nachricht des glücklichen Ereignisses von ihrem Gemahle erfahren, und durch keine weitere Zwischenperson, als durch mich!"

Der letztere Zusatz sollte vielleicht ein kleiner Stich für den Hofmarschall sein.

„Wir werden ja sehen," sagte dieser mit seiner sicheren Ruhe.

Sie kamen in die Nähe des Schlafzimmers der Fürstin.

„Was haben Sie mit mir vor?" mußte der ungeduldige junge Graf doch fragen.

Der Hofmarschall machte Halt.

„Ich will offen gegen Sie sein," sagte er dann. „Ich werde durch die Kammerfrau die Gräfin Keller in ein Nebenzimmer bitten lassen. Der Hofdame theilen wir ganz allgemein Ihre Mission mit. Sie bereitet die Fürstin darauf vor, und Ihre Hoheit entscheidet dann, wer ihr den speciellen Bericht erstatten solle, Sie oder ich."

Der Graf Morin konnte dagegen Nichts einwenden.

Allein da stand die Gräfin Keller schon vor den beiden Herren.

Die Fürstin hatte die Stimme, vielleicht schon den Schritt ihres Jugendfreundes, ihres Vetters erkannt.

„Ah," rief, oder flüsterte nur, der Hofmarschall der Hofdame entgegen, „Sie entheben uns jeder Verlegenheit, gnädige Gräfin."

„Ihre Hoheit," war die Antwort, „hatte die Stimme des Herrn Grafen Morin erkannt."

„Und?" rief der Graf Morin, und er flüsterte nicht.

„Ihre Hoheit befahl, der Herr Graf solle eintreten."

Der junge Graf mußte einen Freudenruf unterdrücken.

Der Hofmarschall aber hatte einen Trost gefunden.

„Die Königinnen von Frankreich empfingen im Bett. Ich werde Sie zu dem Lager führen, Herr Graf.“

Er öffnete die Thüre zu dem Zimmer der Fürstin, ließ die Hofdame eintreten, dann den jungen Grafen, folgte Beiden.

Alle Drei wahrten ferner strenge die Etikette.

Die Gräfin Keller trat zu Häupten des Bettes der Fürstin, an deren Seite ihr Platz war.

Der Hofmarschall schritt mit tiefer Verbeugung zu dem Bette vor, den Ordonnanzofficier des Fürsten anzumelden.

Der Graf Etienne Morin blieb an der Eingangsthüre stehen, bis er zu der Fürstin befohlen wurde.

„Der Graf Morin,“ meldete der Hofmarschall, „mit einer Botschaft unseres gnädigsten Herrn an Eure Hoheit eingetroffen, bittet um die Gnade, vorgelassen zu werden.“

Die Fürstin —

„Etienne!“ schwebte es ohne alle Etikette auf ihren Lippen.

Aber auch sie wollte sich dem Ceremoniel nicht entziehen.

„Der Graf wird mir willkommen sein!"

Der Cavallerieofficier schritt vor, steif militärisch; er hatte ja, wenn auch an eine Dame, eine militärische Meldung zu machen. So stand er, den Befehl erwartend, daß er berichten solle.

Die Augen der Fürstin glänzten bei seinem Anblicke.

„Was bringen Sie mir, Graf —?" hob sie an.

Da hatten Etikette und Ceremoniel keine Macht mehr über sie.

„Etienne, welche Botschaften bringst Du mir? Ihr habt gesiegt? Ich lese es in Deinen Augen!"

Dunkle Gluth flog über das Gesicht des jungen Mannes; aber er blieb Herr seiner selbst.

„Unsere Truppen haben einen Sieg davon getragen, gnädigste Fürstin. Das erste Gefecht in diesem Kriege, der gegen das Land und dessen Dynastie ohne Grund herbeigeführt wurde, entschied sich für uns. Seine Hoheit sandte mich sofort zu seiner erlauchten Gemahlin. Der Herr sprach dabei die Ueberzeugung aus, Eure Hoheit würden mit ihm in dem Wunsche übereinstimmen, das vergossene Blut möge das erste und letzte für den Frieden im Lande, für die Erhaltung dieser alten Dynastie sein."

„Gewiß!" sagte die Fürstin. „Es ist mein

Wunsch und mein Gebet. Und nun erzähle nur weiter."

„Aber," fiel ihr plötzlich Etwas ein. „Du bist in diesem Augenblicke angekommen?"

„Vor wenigen Minuten."

„Ah, und am Ende direct vom Pferde, oder aus dem Wagen hierher geeilt?"

„Aus dem Wagen!"

„Liebe Keller —! Aber nein, Sie müssen bei mir bleiben. Beste Excellenz, ertheilten Sie wohl die Befehle, daß für den Grafen Morin Alles besorgt werde, was er bedarf? Er erzählt mir unterdeß noch."

Es war ein Befehl, dem der Hofmarschall gehorchen mußte, und er war ihm so freundlich, so bittend ertheilt; und die Bittende war so schön und ihre Augen leuchteten so glücklich. Er ging, und er schüttelte nicht den Kopf, und ein alter Hofmann sieht doch klar, und wenn er Etwas sieht, was ihm nicht gefällt, was ihm nur zweifelhaft ist, so hat er leicht ein Kopfschütteln für sich.

„Nun erzähle!" sagte, als er fort war, die Dame lebhafter. Einigen Zwang hatte sie in seiner Gegenwart sich doch, wenn auch nur unwillkürlich, auferlegt.

„Wart Ihr im Feuer?"

„Eine halbe Stunde lang.“

„Dann war der Sieg für uns entschieden?“

„Der Feind zog sich in das Gebirge zurück, in das er nicht verfolgt werden durfte.“

„Er durfte nicht? Was, wer verbot es?“

„Der Prinz Alexander — Hoheit wissen —“

Die Fürstin unterbrach den Erzähler, ungeduldig, etwas heftig.

„Laß die Hoheit! Wir sind unter uns. Da sind wir alte Freunde, Verwandte; wie in früheren Zeiten Geschwister.“

Sie hatte die Worte in französischer Sprache gesprochen, auch wie in den früheren Zeiten.

Er antwortete ihr in derselben Sprache, in der ihrer Mütter, ihres Beisammenseins, da sie noch Kinder waren bis hinaus zu der schönen Zeit der süßesten Gefühle der zum Bewußtsein sich entwickelnden Herzen.

„Der Fürst,“ sagte er, „hatte dem Prinzen Alexander den Oberbefehl ertheilt. Der Prinz ist als tüchtiger General bekannt. Der Fürst war kein Soldat.“

Die Fürstin unterbrach wieder, nicht mit Heftigkeit; ein gütiges Herz gab ihr Worte der Entschuldigung:

„Mein guter Alfred,“ sagte sie, „war in seiner

Jugend kränklich; er mußte auf eine militärische Ausbildung verzichten."

„So," fuhr darauf der junge Officier fort, „trat Seine Hoheit auch jetzt die Führung dem erfahrenen Bruder ab. Aber die Gefahren wollte er dennoch muthig mit seinen Soldaten theilen, mit uns Allen. Stets war er im unmittelbaren Gefolge des Prinzen.

„Ich war überzeugt davon!" sagte nicht ohne Stolz die Fürstin.

„Wart Ihr in Gefahr?" setzte sie rasch hinzu. „Der Fürst? Wir waren für ihn besorgt."

„So warst auch Du es, Etienne!"

„War ich es? Ich weiß es in der That nicht. Wenn man die Kanonen hört, denkt man an die Kugeln nicht. Es war mir selbst überraschend. Ich mußte nur an den Fürsten denken, den Alle zurückhalten wollten, und der doch bei den Ersten war, für Dich, Stephanie, und für sein Kind."

„Und für das Recht, Etienne!" sprach wieder mit Lebhaftigkeit die Fürstin. „Sein Recht, das Recht unseres Kindes, soll ihm geraubt werden. Alte, der grauesten Vorzeit entstammte, von dem Vater auf den Sohn, durch viele Jahrhunderte vererbte, selbst von den Völkern hochgetragene Rechte sollen uns geraubt werden, durch die

Gewalt der Waffen, durch Verhöhnung aller göttlichen und menschlichen Rechtsordnung! Und die so unser Recht rauben, für sich rauben, nennen sich Herren von Gottes Gnaden, nehmen die göttliche Fügung in den Mund. Die Fügung Gottes, weil sie keinen Grund, nicht einmal einen Vorwand für ihr Thun aufzufinden vermögen! Ach, Etienne, das Herrschen ist eine Last, eine schwere, sorgenvolle, verantwortliche Last. Mein edler Alfred — er ist ein edler Mann — sprach das immer aus, für sich, und seitdem ihm ein Sohn geboren war, hatte er für ihn nur Einen Wunsch, er möge, wenn er in sein Mannesalter trete, eine andere Zeit, andere Zustände finden, die es ihm vergönnten, als Privatmann glücklich nur den Seinigen und ihrem Glücke zu leben. Da kam dieser Krieg, plötzlich, mit dem Unrechte, das ihn geboren hat. Und nun — ein Mann von Ehre, ein edler Mann muß sein Recht vertheidigen, mit seinem letzten Blutstropfen, wenn es nicht anders sein kann. Und so wollen wir auch unser Recht vertheidigen. Mein Gatte wird seinen Thron behaupten; ich will Fürstin bleiben; mein Sohn soll Fürst werden. Oder wir werden Alle zu Grunde gehen! Alle!"

Die Fürstin wurde unterbrochen.

Die Gräfin Keller hatte sich auf ihren Platz, dem Bett der Wöchnerin gegenüber, zurückgezogen. Die Leidenschaft, mit der die Kranke sprach, führte sie wieder zu dem Bette hin.

„Hoheit!“ sagte sie bittend.

Die Fürstin war schon ruhig. Es hatte nur des einen Wortes der älteren Frau bedurft, deren Treue und Ergebenheit erprobt waren.

„Du hast Recht, liebe Keller,“ sagte sie. „Ich werde mich nicht wieder vergessen. Sprechen wir von der Vergangenheit, Etienne. Es beruhigt mich. Von den Tagen unserer Kindheit; von den reizenden Ufern des Adour; von den stillen, heimlichen Thälern, die wir durchwanderten; wir Beiden allein. Im Schlosse hatte man uns verloren. Wir wurden gesucht. Wir saßen unter einem Granatenbaum; wir hatten die Blume des Ufers, des Thales gepflückt; wir wanden Kränze daraus; Du reichtest mir die Blumen; ich wand und flocht sie; wir lachten und plauderten und scherzten dabei. Da hörten wir die Stimmen der Suchenden; schon in der Ferne: «Mademoiselle Stephanie, Monsieur Etienne!» Wir antworteten nicht; wir gingen tiefer in das Olivenwäldchen hinein; wir verbargen uns unter den Bäumen. Die Suchenden kamen näher; es waren der alte Haushofmeister

Franc, der wohlbeleibte Herr mit der hohen, steifen, weißen Cravate und Madame Dejacet, die erste Kammerfrau meiner Mutter. Madame liebte zu keifen. «Die abscheulichen Kinder!» rief sie. «Sie werden täglich unartiger.» Monsieur Franc war ein Philosoph. «Ja, Madame Dejacet,» erwiderte er ihr, «und wissen Sie, woher es kommt, daß die Verwilderung der Sitten gerade in den höheren Ständen mit Riesenschritten um sich greift? Ich werde die Ehre haben, es Ihnen zu sagen: diese vornehmen Kinder bekommen die Ruthe nicht mehr! Die Ruthe ist —» Da sprangst Du aus unserem Verstecke hervor, Etienne, und stelltest Dich vor ihn, und auf seinen Lippen starb das Wort, das er aussprechen wollte, und Du fragtest ihn: «Was ist die Ruthe, Monsieur Franc?» Und der brave Monsieur Franc, der ein Philosoph war und nie verlegen wurde, antwortete Dir: «Ah, mein lieber Monsieur Etienne, die Ruthe werden Sie nie kennen lernen, Sie sind dazu ein viel zu wohlerzogener und gesitteter Knabe; und weil Sie das sind, so werden Sie einmal ein großer Philosoph werden und dann werden Sie auch erkennen lernen, welche hohe Stellung die Ruthe in der menschlichen Gesellschaft einnimmt.» Ich war unterdeß gleichfalls hervorgekommen und ich fragte

Madame Dejacet, warum ich ein abscheuliches Kind sei, und sie bat mich mit Thränen in den Augen, das Wort nicht gehört zu haben und es nie wieder auszusprechen. — «Wenn Sie es nie mehr aussprechen wollen, Madame Dejacet!» sagte ich. Sie versprach es bei Allem, was ihr theuer sei. — Wir kehrten zum Schlosse zurück, lachend, plaudernd —"

Die Fürstin wurde noch einmal unterbrochen, diesmal nicht von der Gräfin Keller, auch nicht weil sie aufgeregt gesprochen hätte. Sie hatte so still, so glücklich erzählt, ganz wie das Kind, das seine Träume oder von schönen und freundlichen Feen erzählt.

Eine ältliche Frau hatte leise, kaum hörbar, eine Seitenthüre geöffnet, war mit leisen, kaum hörbaren Schritten zu dem Sessel getreten, in dem die Gräfin Keller gegenüber dem Bette der Fürstin sich wieder niedergelassen hatte. Sie hatte eine Mittheilung an die Gräfin; sie hatte ihr schon drei Worte zugeflüstert.

Da gewahrte die Fürstin sie.

„Was giebt es, Florence?" rief die Kranke.

Sie rief es in französischer Sprache der eingetretenen Frau zu, ihrer ersten Kammerfrau, die schon Kammerfrau im Dienste der verstorbenen Mutter der hohen Dame gewesen war.

Die Frau blickte fragend die Hofdame an.

„Melden Sie es Ihrer Hoheit selbst!" antwortete dem Blicke die Gräfin Keller.

Und Florence meldete der Fürstin:

„Ihre Durchlaucht, Prinzessin Alexander bittet um die Ehre, Ihrer Hoheit ihre Glückwünsche zu dem erfochtenen Siege der Truppen Seiner Hoheit darbringen zu dürfen."

Ein herbes, bitteres Gefühl gewann Ausdruck in dem Gesichte der Fürstin, dessen anmuthige, schöne Züge im Augenblicke vorher noch von den freundlichen Erinnerungen der Heimath und der Kinderjahre belebt worden waren.

„Ich bin unwohl, darf Niemanden sprechen!" rief sie rasch.

Die Kammerfrau wollte gehen, der Prinzessin die Worte der Fürstin wiederholen zu lassen.

Die Gräfin Keller stand in der peinlichsten Verlegenheit. Sie hielt die Kammerfrau zurück; sie blickte zu dem Grafen hin, der am Bett der Kranken war, zu der Fürstin, die ihre Verwandte zurückweisen wollte, und den Grafen angenommen hatte.

„Hoheit!" wollte sie wieder bitten, mit der schüchternsten Stimme.

Der Graf Etienne Morin kam der Hofdame zu Hülfe.

„Der Prinz Alexander," sagte er zu der Fürstin, „erkämpfte den heutigen Sieg an der Spitze unserer Truppen!"

„Aber die Frau!" rief die Fürstin. „Ich fürchte sie!"

„Stephanie darf Niemanden fürchten!" sagte der junge Franzose.

„Sie haßt mich, mein Kind!"

„Auch den Haß darf Stephanie nicht fürchten!"

„Laß sie eintreten! Aber Ihr bleibt hier! Du, Sie, Gräfin Keller!"

Die Kammerfrau kehrte in das Nebenzimmer zurück. Die Gräfin Keller folgte ihr, die Prinzessin zu der Fürstin zu führen.

Die Prinzessin hatte zu dem Acte der Gratulation sich in einem fast feierlichen Aufzuge eingefunden, unter dem Vortritt ihres Kammerherrn, gefolgt von ihrer Hofdame. Der Kammerherr, ein alter steifer Herr, hatte seine Herrin bei dem diensthuenden Kammerherrn der regierenden Fürstin, dem Herrn von Stadel, angemeldet, den wir schon kennen. Dieser hatte die hohe, stolze Dame gebeten, mit ihrem Gefolge in einem der Apartements Ihrer Hoheit verziehen zu wollen, hatte dann,

da er das Krankenzimmer der Fürstin selbst nicht betreten durfte, die Kammerfrau Florence gebeten, die Gräfin Keller heraus zu bitten.

Es war eine steife Etikette, die an dem fürstlichen Hofe herrschte.

Die Gräfin Keller mußte den Entscheid der Fürstin dem Herrn von Stadel mittheilen, dieser sie weiter dem Kammerherrn der Prinzessin übermitteln.

„Sie werden begreiflich machen," hatte die Gräfin dabei dem Herrn von Stadel bemerkt, „daß Ihre Hoheit nur ihre Verwandte empfangen darf."

„Ihre Hoheit," kehrte der Herr von Stadel zu dem Kammerherrn zurück, „wird unendlich erfreut sein, die liebenswürdigen Glückwünsche Ihrer Durchlaucht entgegen zu nehmen, bedauert aber sehr, in diesem Augenblicke dem strengen Gebote, sich zu schonen, Folge geben zu müssen, und daher nur ihre theure Verwandte bei sich sehen zu dürfen."

Der alte, steife Kammerherr rapportirte wohl wörtlich seiner durchlauchtigsten Herrin.

Die Prinzessin wurde durch die Gräfin Keller in das Gemach der Fürstin geleitet.

Die hohe, stattliche und stolze Dame — wir kennen sie ja schon als solche, wir kennen auch noch andere Eigenschaften an ihr — erschien in

dem Gemache mit allen Zeichen herzlichster Theilnahme einer zärtlichen Verwandten, und tiefster, unterthänigster Unterordnung der apanagirten Prinzessin unter die Gemahlin des regierenden Fürsten.

„Meine hochverehrte, theure Schwester, wie dankbar bin ich Ihnen für die Ehre dieses Empfanges! Es war wohl eine Unbescheidenheit meinerseits, daß ich in so später Abendstunde, die nur Ihrer Ruhe gewidmet sein sollte, um diese Ehre bat. Aber mein Herz drängte mich, seine Freude Ihnen auszusprechen. Die gute, die gerechte Sache hat heute einen Sieg erfochten, den ersten; er wird der Vorläufer fernerer sein. Der Verrath, die Gewalt werden selbst vernichtet werden, wie sie vernichten wollten. Das Recht wird siegen, das Recht dieses hohen Hauses, das Recht jenes theuren Kindes!“

Die Blicke der Dame schweiften nach dem Nebenzimmer, in dem sie die Wiege des jungen Erbprinzen wußte.

Sie war schon hier gewesen seit der Niederkunft der Fürstin, schon mehrere Male, um ihre Glückwünsche zu dem freudigen Ereignisse, das dem Lande einen Thronerben geschenkt hatte, darzubringen, um ihrer Freude über das Wohlbefinden

der Wöchnerin und über das vortreffliche Gedeihen des fürstlichen Kindes Ausdruck zu geben.

Dem Lande einen Thronerben? War denn dieser Thronerbe nicht schon längst dagewesen? War er nicht von diesem neugeborenen fürstlichen Kinde verdrängt worden? War ein solches Verdrängen nicht ein Raub? Und wessen Sohn war denn dieser Beraubte? Und wessen Herz konnte durch den Raub grausamer ergriffen und zerrissen werden, als das Herz der Mutter?

Es herrschten auch eigenthümliche Verhältnisse an diesem Hofe, an dem jene Etikette ihr steifes Regiment führte und dennoch zuzugeben vermochte, daß ein junger Mann, der kein Mitglied der regierenden fürstlichen Familie war, an dem Bette der jungen schönen Wöchnerin mit dieser stundenlang plaudern durfte, freilich von einer Hofdame überwacht.

Nach dem Nebenzimmer, in dem die Wiege des Erbprinzen stand, schweiften die Blicke der Prinzessin Alexander, indem sie von der Vernichtung des Verraths sprach, der gegen das theure Kind geübt worden sei.

Die Fürstin war den Blicken gefolgt, sie wurde unruhig, ein leiser Schreck schien sich ihrer bemächtigen zu wollen. Sie mußte auf die Worte

der Verwandten Etwas erwidern. Sie vermochte es.

„Sie haßt mich, sie haßt mein Kind!" hatte sie in leidenschaftlicher Aufregung noch vor wenigen Minuten zu Etienne gesagt.

Sie überwand ihre innere Aufregung. Sie hatte es gelernt. Wie viel hatte sie an dem Hofe schon lernen müssen! Sie hatte zudem das gute, wohlwollende Herz. Einen Blick warf sie noch auf den Grafen Morin. Er hatte sich mit der Hofdame nach deren Sessel zurückgezogen.

„Ruhe!" antworteten ihr die treuen Augen des Freundes ihrer Jugend.

„Liebe Schwägerin," sagte sie, „ich statte Ihnen meinen aufrichtigsten Dank für Ihre freundlichen Glückwünsche ab, die Sie dem Siege unseres Rechts, der Niederlage des Verraths darbrachten. Ich freue mich zugleich, Ihre Glückwünsche Ihnen für Ihren Gemahl, den edlen Prinzen Alexander, zurückgeben zu können. Ihm verdanken wir diesen Sieg, seinem Muth, seiner Einsicht. Möge ihm von Gott die Gnade verliehen werden, auch ferner der Beschützer unserer Rechte zu sein, den Verrath, der uns drohet, niederzukämpfen."

„Sprach ich mit Ruhe?" flog fragend ihr Auge zu dem Grafen Morin hinüber.

Und sein Auge antwortete ihr: „Erkenne ich meine sanfte, wohlwollende Stephanie wieder?“

Und ihr Blick erwiderte schon darauf: „Eine Mutter, die ihr Kind beschützt, muß zur Tigerin werden können!“

Die Prinzessin Alexander versetzte mit ihrer vollen zärtlichen Ergebenheit:

„Der Prinz Alexander ist auferzogen in den Pflichten und Gesinnungen dieses edlen Fürstenhauses, deren erste für jeden nachgeborenen Prinzen ist, sich als den treuesten Unterthanen seines Fürsten zu betrachten. Er wird nie sich und seine Stellung zu vergessen vermögen.“

Der Etikette, für welche der Besuch der Prinzessin ein Opfer war, wäre damit Genüge geschehen. Die Prinzessin erhob sich auch in der That, aber nur um einer Bitte Ausdruck zu geben.

„Würden Sie mir gestatten, theuerste Schwester, auf eine Minute mich zu der Wiege des jungen Prinzen zu begeben? Ich sah seit vierzehn Tagen das liebe Kind nicht mehr. Ich höre täglich, wie wunderbar seine Entwickelung vorschreitet. So gern möchte ich der Bewunderung Derer, die den Prinzen zu sehen das Glück hatten, mich anschließen dürfen!“

Ein heftiger Schreck durchzitterte die Fürstin; sie erbleichte.

„Mein Kind! Sie haßt es!"

Man glaubte zu sehen, daß die Worte auf ihren bleichen Lippen schwebten.

Die Prinzessin sah es nicht.

„Nicht wahr, meine theure Schwester," sagte sie freundlich bittend, „Sie gestatten es mir?"

Die Augen der Fürstin suchten Hülfe bei dem Jugendfreunde.

Er war schon bei der Prinzessin.

„Darf ich um die Ehre bitten, Durchlaucht zu geleiten?"

Die Fürstin belohnte ihn mit einem dankbaren Blicke.

Die Prinzessin maß den jungen Grafen mit einem stolzen Blicke.

„Ich danke Ihnen, Herr Graf Morin," wollte sie ihn zurückweisen.

Er hörte die Worte nicht, schritt ihr vor zu der Thüre des Nebenzimmers, öffnete die Thüre, ließ sie eintreten, war und blieb an ihrer Seite, nahm sich sogar heraus, sie anzureden.

„Darf ich Eure Durchlaucht noch heute Abend um die Gnade einer Audienz bitten?"

Die stolze Dame hatte in ihrem Zorne einen unbewachten Augenblick; sie vergaß sich.

„Was hätten Sie mir zu sagen?“ fragte sie.

„Ich habe,“ antwortete er ruhig, „Eurer Durchlaucht Aufträge Ihres durchlauchtigsten Gemahls zu überbringen. Ich komme aus dem Hauptquartier.“

Die Dame hatte sich wiedergefunden.

„Lassen Sie sich durch meinen Kammerherrn anmelden.“

„Heute Abend noch?“

Sie gab ihm keine Antwort.

Sie waren bei der Wiege angelangt.

Wir kennen schon das Gemach, in dem die Beiden sich befanden.

Es war ein hohes, geräumiges Gemach; die Wände mit golddurchwirkten Tapeten bekleidet; die Fenster dicht verhangen, die Thüren mit Portièren versehen; der Fußboden mit weichen Teppichen belegt, die kein Geräusch eines Schrittes wiedergaben. In der Mitte stand die Wiege von künstlich geschnitztem Holzwerk, geziert mit der Fürstenkrone. Neben ihr befand sich ein bequemer Lehnsessel. Ueber Alles war ein mattes Halbdunkel ausgebreitet, und eine Stille, die durch keinen Laut gestört wurde.

Der Sessel neben der Wiege war bei dem Eintreten der Beiden von einer älteren Frau eingenommen, von der Frau Wurm, die wir gleichfalls schon kennen. Sie erhob sich unhörbar, blieb an der Wiege stehen.

Der Graf Morin schien eine Verlegenheit an ihr wahrzunehmen.

„Sie verwundert sich," mußte er sich sagen. „Ueber das Erscheinen der Prinzessin? Was kann sie Besonderes darin finden? Sie wird gar verlegen! Sie wirft so sonderbare, scheue Blicke auf die Dame! Als wolle sie ihr Etwas sagen! Etwas von ihr erfahren! Hat die Prinzessin ein Einverständniß mit der Person?"

Es war plötzlich ein Verdacht in ihm emporgetaucht. Aber er konnte ihm keinen Boden, keine Gestalt geben.

„Und," beruhigte er sich zuletzt, „die Frau Wurm war immer die treueste Dienerin der Fürstin, die aufmerksamste, die anhänglichste!"

Er mußte dennoch fortfahren, die Frau zu beobachten.

Die Prinzessin war an die Wiege herangetreten. Sie blieb bei ihr stehen.

Das fürstliche Kind schlief. Die Dame konnte es voll betrachten. Die Vorhänge waren zurück-

geschlagen. Das Kind war ein schönes Kind; die Formen des Gesichts so fein, so weich gerundet, die Farbe wie Milch und Blut, die Haut so rein und durchsichtig. Es schlief so ruhig.

Man hörte seinen Athem nicht; Nichts an ihm bewegte sich, kein Lid der Augen, nicht die Pupille unter den Lidern. Kein Traum störte ja seinen Schlaf; kein Geräusch; auch kein Blick?"

Das menschliche Auge soll eine magische Gewalt besitzen. Sein scharfer Blick durchbohrt die Lider, trifft die Pupille des Schlafenden; das Auge bewegt sich hin und her; der ganze Mensch wird unruhig.

Das schlafende Kind wurde plötzlich unruhig. Die Dame hatte aufrecht vor dem Kinde gestanden; sie beugte sich zu ihm nieder. Mit welchem Blicke in ihren Augen? Der junge Mann stand hinter ihr. Die Dame hatte große, schöne, lebhafte Augen, in diesen Augen Blicke, die bezaubern, verzaubern konnten. Sie hatten ihre Macht bewährt, indem sie die Prinzessin zu dem Range, zu der hohen Stelle erhoben hatten, die sie einnahm. Schöne Augen können eine dämonische, eine diabolische Gewalt ausüben; sie können ein Gift des Zornes, des Hasses, der Wuth ausspritzen. Hatte ein solches Gift das arme, unschuldige Kind getroffen?

Es stöhnte auf.

Die Frau Wurm — sie stand neben der Wiege — sie wollte vortreten, unwillkürlich. Ihr Gesicht zeigte Angst. Wollte sie das Kind beschützen? Gegen die Blicke voll Gift?

Einer dieser Blicke schien die Frau selbst zu treffen. Sie zog sich scheu zurück.

Das Kind stöhnte schwerer, als wenn es unter einem schweren Drucke leide.

Die Gräfin Keller machte eine Miene, vorzutreten. Sie stand neben dem Grafen Morin hinter der Prinzessin.

Die Prinzessin sah sich stolz, wie verletzt um, als die Hofdame sich nur bewegte.

Eine Hofdame ist gleichfalls nur Dienerin.

Die Gräfin trat zurück.

Aber den jungen Grafen litt es nicht mehr auf seiner Stelle.

„Frau Wurm," schritt er zu dieser, „nehmen Sie den Prinzen auf. Ihm fehlt Etwas. Sehen Sie nach, was es ist."

Die Frau gehorchte dem Befehle wie mechanisch; litt sie nicht unter einem Drucke, so schien sie unter der Gewalt eines Zaubers sich zu befinden, der ihre Gedanken lähmte.

Die Prinzessin — war sie selbst in einer Ver-

zauberung befangen gewesen? Sie schien plötzlich wie aus einem Traume zu erwachen.

„Ah!“ sagte sie langgedehnt. „Dem Kinde scheint in der That nicht wohl zu sein. Ueberlassen wir es seiner Wärterin.“

Sie warf noch einen Blick auf das Kind, voll Liebe, voll Zärtlichkeit.

„Wie schön es ist!“ sagte sie. „Frau Wurm, behüten Sie den Prinzen! Wie Ihren Augapfel, nach der schönen deutschen Ausdrucksweise.“

Sie kehrte zu dem Gemache der Fürstin zurück, geleitet von dem jungen Grafen, gefolgt von der Hofdame.

„Welch einen bezaubernden Engel sah ich!“ sprach sie zu der Fürstin. „Gott erhalte ihn, Ihnen, meinem theuren Schwager, dem Lande!“

Sie verabschiedete sich unter dem Ceremoniel, mit dem sie erschienen war.

Der Graf Morin und die Gräfin Keller hatten sie zu dem Gemache geführt, in welchem ihre Hofdame und der Herr von Stadel ihre Rückkehr erwarteten.

Als der junge Graf mit der Gräfin Keller wieder allein war, mußten sie Beide sich das Herz erleichtern.

„Was war das, Frau Gräfin?“

Die Gräfin schüttelte sich fast.

„Ich weiß es nicht!“

„Ich weiß es. Der Haß eines Teufels!“

„Gegen ein unschuldiges Kind in seiner Wiege?“

„Ergriff es Sie nicht wie eine Angst um das Kind?“

„Ich kann mich ihr noch nicht entziehen. Aber was könnte sie wollen? Was könnte sie ausführen?“

„Alles, was Haß und Wuth zu ersinnen vermögen und auszuführen die Mittel haben. Es ist viel!“

„Sie sind besorgter als ich, lieber Graf!“

„Sagen wir der Fürstin Nichts.“

Mit dem Entschlusse waren sie wieder bei der Fürstin.

Aber die junge Mutter hatte Fragen, hastige, dringliche.

„Was that sie bei dem Kinde?“

Die Worte waren an die Gräfin Keller gerichtet.

„Die Prinzessin,“ antwortete die Hofdame, „war entzückt von der Schönheit des Prinzen.“

„Berührte sie mein Kind?“

„Sie betrachtete es nur.“

„Aber das Kind wurde unruhig? Ich hörte es.“

„Es bewegte sich nur, ohne zu erwachen.“

„Sehen Sie nach, liebe Keller, ob es schläft.“

Die Hofdame begab sich zu dem Kinde, überzeugte sich, daß es ruhig schlief, meldete das der Herrin.

Die Fürstin war beruhigt.

„Du sahest mein Kind?“ fragte sie den jungen Grafen.

„Ich sah ein wunderschönes Kind, Stephanie!“

Die glückliche Mutter warf ihm einen dankbaren Blick zu.

„Möge es mein Glück bleiben, mein Stolz werden! Ach, Etienne —!“

Sie brach ab. Ihre Stimme hatte wie ahnungsvoll geklungen.

„Ach, Etienne —!“ wiederholte sie, ohne daß sie fortzufahren vermochte.

„Dich drückt Etwas, Stephanie?“ fragte er.

„Ja, mein Freund! Und es ist die Zukunft meines Kindes. Dieser unglückliche Krieg! Sein Zweck ist der Umsturz der bestehenden politischen Verhältnisse. Mit einem Umsturz der bestehenden Dynastien beginnt er, der kleineren Fürstenhäuser, von denen ein wirksamer Widerstand nicht zu erwarten ist. Sind sie niedergeworfen, so ist die Macht gewonnen, weiter zu schreiten. Nach den Fürsten und Herzögen kommt die Reihe an

die kleineren Könige. In Europa soll und wird man nur noch große und mächtige Staaten finden, nur noch Kaiserreiche. Wir werden nur noch eine historische Erinnerung bleiben, die gleichfalls verschwinden wird. Und das Fürstenhaus, dem ich angehöre, wird unter den ersten sein, die geplündert, beraubt, zertrümmert werden. Das Schicksal rächt oft wunderbar. Ich war nicht für den Thron geboren. Ich wurde darauf erhoben durch Den, der Throne wie Kartenhäuser umwarf. Darf ich auf den Bestand Dessen rechnen, was ich so erwarb? Wir werden niedergeworfen werden von Denen, die jener Mächtigste seiner Zeit niedergeworfen hatte. Mein armes Kind —"

Die Gräfin Keller hatte sich dem Bette genaht.

„Hoheit," bat die besorgte, treue Frau, „die letzte Stunde brachte Ihnen vielfache Aufregung. Werden Sie nicht der Ruhe bedürfen?"

„Du hast Recht, liebe Keller," sagte die gütige Fürstin. „Der Schlaf wird mich zwar fliehen; ich fühle es. Indeß, gute Nacht, Etienne!"

Sie reichte dem Grafen die Hand.

„Gute Nacht, meine liebe Stephanie!" erwiderte er den Abschiedsgruß, das Gemach verlassend.

Er mochte gleichfalls wohl noch nicht so bald den Schlaf finden können, wie ermüdet auch er war.

Die Gräfin Keller nahm ihren Sessel gegenüber dem Bette der Fürstin wieder ein.

In dem Gemache herrschte die tiefste Stille.

Auch aus den Nebengemächern drang kein Laut hervor.

Der Abend war zur Nacht geworden; die Mitternachtsstunde war angebrochen.

In das Auge der Fürstin kam kein Schlaf. Wechselnde und angreifende Scenen hatten auf das feine, zarte Nervensystem nur aufregend einzuwirken vermocht.

Die Gräfin Keller war ermüdet; sie mußte gegen den Schlaf ankämpfen, der sie zu bewältigen drohte. Die Fürstin sah es, und sie hatte eine jener Aufmerksamkeiten, die ihr gütiges, theilnehmendes Herz aus einer Zeit, da sie noch ein einfaches Privatleben führte, auf den Thron mit herübergenommen, hier gerettet hatte.

„Liebe Keller," sagte sie, „wir bedürfen Beide der Ruhe. Wollen Sie nicht Florence zu mir senden und dann Ihr Bett aufsuchen?"

Es war für die Hofdame ein Befehl.

Sie erhob sich, trat zu dem Bette der hohen Dame, ihr die Nachtruhe zu wünschen, empfing einen dankbaren Kuß auf die Stirn, entfernte sich.

Nach einer halben Minute erschien Florence.

Wir kennen die noch rüstige erste Kammerfrau der Fürstin schon.

„Florence," empfing die Fürstin sie, „mich flieht der Schlaf. Holen wir ihn durch Plaudern herbei."

„Meine arme Herrin!" erwiderte die Frau. „Aber freilich, auch die Freude kann den Schlaf rauben. Mich hat die frohe Nachricht von dem Siege unseres gnädigsten Herrn fast berauscht. Da kann ich mir denken, wie sie meine gnädige Herrin ergriffen hat."

Die Fürstin seufzte.

„Ach, meine liebe Florence, es ist nicht Freude, was mich aufregt. Es ist vielmehr die Angst, und sie drückt mich nieder."

„Angst, mein armes Herz? Vertrauen Sie denn nicht mehr auf Gott, der doch zuletzt der gerechten Sache den Sieg verleiht? Meine gute Stephanie war ja immer so fromm und so muthig."

„Früher, Florence! Früher, in der Heimath, in unseren schönen Thälern, in dem einfachen, stillen Landleben! Ach, hätte ich nie einen Hof gesehen! Nie das Leben der Fürsten kennen gelernt! Haß und Eifersucht wohnen hier! Neid, Mißgunst, alle schlechten Leidenschaften umlagern den Thron des Fürsten. Wie lebte ich glücklich in dem schönen Frankreich! Unter den braven

Menschen! Und hier —! Hier habe ich nur Dich und Etienne. Nur Dich! Etienne wird von mir fern gehalten durch jenes boshafte, quälende Ding, das sie Etikette nennen. Und wenn ich ihn sehen darf, lauern nicht von allen Seiten giftige Blicke und mißtrauische Ohren auf uns? Und selbst Du, meine treue Florence, darfst nicht immer um mich sein, wirst so oft von meiner Seite gerissen. Und mein Kind darf ich Dir nicht anvertrauen. Wie sicher wüßte ich es unter Deinem Schutze! Gegen jene Augen, die mir den Schreck des Todes bringen, wenn ich sie nur sehe! Und sie war wieder hier —"

Sie fuhr empor in ihrem Bette.

„Horch, Florence! Hörtest Du Nichts? An der Wiege dort?"

„Ich hörte Nichts!"

„Doch, doch. Sieh einmal nach."

Die Kammerfrau ging in das Seitenzimmer, das Schlafgemach des kleinen Erbprinzen; sie kehrte nach einer Minute zurück.

„Das Kind schläft süß."

„Warst Du an der Wiege?"

„Ich war unmittelbar bei ihr, beugte mich über den Kleinen. Er lag still, rührte sich nicht."

„Hörtest Du seinen Athem?"

„Ich hätte das schlafende Kind berühren müssen;

es hat den leisen Athem. Mein Berühren hätte es wecken können."

„Du hörtest ihn nicht? Geh noch einmal hin, Florence!"

Die Kammerfrau mußte sich noch einmal in das Nebenzimmer begeben.

„Es schläft," kehrte sie zurück. „Ich hörte und fühlte seinen Athem!"

„War die Frau Wurm noch da?"

„Sie saß an der Wiege."

„Glaubst Du, daß die Frau treu ist?"

Die Kammerfrau mußte den Kopf schütteln.

„Meine gnädige Herrin," sagte sie, „darf ich wie in früheren Tagen zu Ihnen sprechen?"

„Du darfst, Du sollst!"

„Auch so wie dann, wenn ich mit Ihnen nicht zufrieden war?"

„Ja, ja!"

„Es war nur selten. Du warst ja immer der gütige Engel. Aber Du warst es manchmal zu sehr. Du glaubtest zu viel in der Güte Deines Herzens. So mißbrauchte die Schlechtigkeit, die Lüge Dich. Dann mußte ich sehr ernst, gar strenge zu Dir reden; Du müssest nicht alle Menschen für ehrlich halten; der liebe Gott lasse seine Sonne auch über Ungerechte scheinen. Muß ich Dir jetzt

sagen, Du arme Stephanie, daß nicht alle Menschen schlecht sind?“

„Halte ich Dich für schlecht, Florence?“ rief die Fürstin. „Und doch hast Du Recht, Du brave, treue Frau! Mein Herz ist hier wohl zu voll von Argwohn und Mißtrauen. Aber konnte es an diesem Hofe anders werden? Und gerade heute —! Ach, Florence, hat man im Leben nicht Tage, an denen der Geist und das Herz einem eben so unerklärlichen wie tödtenden Drucke erliegen? Und ist dieser Druck nicht die Ahnung, das Vorgefühl eines schweren Unglücks, das schon hinter uns steht, das schon seine Krallen nach uns ausgestreckt hat? Der heutige Tag —! Ach, wäre die Mitternachtsstunde vorüber!“

„Es ist Aberglaube, mein Engel!“ wollte die Dienerin das beängstigte Gemüth der Herrin aufrichten.

Da mußte die Fürstin laut auffahren.

„Aberglaube! Was ist denn das? Horch! Horch! Da unten im Schlosse! Am Portal! Und, Herr des Himmels! Hier nebenan, bei meinem Kinde! Wer ist bei meinem Kinde, Florence? Was geschieht ihm? Eile hin, eile hin!“

An dem Hauptportale des Schlosses war unten eine Bewegung entstanden; Menschen sprachen

durch einander, laut, leise; Schritte liefen und rannten hin und her; man glaubte Pferde stampfen, Räder eines Wagens, vielleicht mehrerer, rollen zu hören.

In dem Nebenzimmer, in dem die Wiege des Kindes stand, bewegte sich ein unsicherer, schwankender Schritt; ein unterdrücktes Stöhnen ließ sich vernehmen.

Die Kammerfrau war in das Zimmer geeilt. Es mochte wohl sie selbst ein unheimliches Gefühl beschlichen haben, als sie, zumal unter dem Eindrucke der Angst der Herrin, die zweifelhaften Laute vernahm.

Sie blieb lange in dem Zimmer. Sie hatte die Thüre hinter sich nur anlehnen dürfen, um jeden Ruf der Fürstin hören zu können.

Ein Ruf kam zuletzt zu ihr.

„Florence, Florence!“

Sie mußte zu der Herrin zurück.

„Die Angst verzehrt mich, Florence! Was war dort? Was ist geschehen?“

„Es war Alles in Ordnung,“ berichtete die Kammerfrau.

„Aber Ihr spracht zusammen, und Ihr zischeltet? Warum spracht Ihr so leise?“

„Um den Prinzen nicht zu wecken.“

„Schlief er?“

„Still und ruhig, wie vorher.“

„Aber ich hörte mehr als zwei Stimmen!“

„Die Frau Wagner kam, die Frau Wurm in der Wache bei dem Prinzen abzulösen.“

„Ah,“ rief die Fürstin. „Gott sei gedankt! So wäre Mitternacht vorüber und der schwere Tag läge hinter uns!“

Sie rief es aus einem erleichterten Herzen. Sie hatte dann noch eine Frage.

„Drang vom Schloßportal kein Geräusch zu Euch hinauf?“

„Wir hörten Nichts,“ war die Antwort. „Die Fenster sind fest verhangen.“

In demselben Augenblicke mußte die Kammerfrau aufhorchen, mit ihr die Fürstin.

Ein leiser, behutsamer Schritt nahte sich draußen im Corridor, machte, näher gekommen, Halt, bewegte sich nach kurzer Pause weiter, machte wieder Halt, vor der Thüre eines Nebenzimmers.

Es war das zur Seite des Gemaches der Fürstin an demselben Corridor gelegene Zimmer, durch welches man zu der Wöchnerin eintreten mußte.

Der Mensch, der an der Thüre Halt machte, konnte nur irgend einen Befehl oder Auftrag an die Kammerfrau für die Fürstin haben. Er wartete

draußen, um die Dame nicht zu wecken, hoffte aber, die Kammerfrau werde ihn gehört haben und zu ihm herauskommen.

Es geschah so.

Die Fürstin hatte der Frau befohlen, nachzusehen, wer da sei. Sie hatte den Befehl fast ohne Sorge ertheilt; der Unglückstag war ja vorüber.

Die Frau öffnete die Thüre, flog erschrocken zurück.

„Mon Dieu! Mon Dieu!"

„Florence!" schrie die nicht minder erschrockene Fürstin auf.

Der Mensch aber, dem die Dienerin geöffnet hatte, sagte zu dieser:

„Ah, Ihre Herrin schläft nicht! Melden Sie ihr, wer hier ist. Aber bereiten Sie sie vor. Ich habe Zeit."

Die Worte wurden französisch gesprochen.

Die Kammerfrau kehrte zu der Herrin zurück.

„Du siehst verstört aus, Florence! Wer war da?"

Die Dienerin sollte vorbereiten; sie konnte die Worte dazu nicht sofort finden.

„Sprich gerade heraus, Florence! Siehst Du nicht, daß Dein Zögern mich ängstigt?"

„Seine Hoheit der Fürst ist da!“

„Der Fürst? Er wäre zurückgekommen? Vom Kriegsschauplatze! Bitte ihn, einzutreten.“

Der Fürst war schon im Gemache. Er war der Kammerfrau auf dem Fuße gefolgt, aber nur bis zu der Thüre.

Er schritt auf den Zehen zu dem Bette seiner Gemahlin.

Er war kein junger Herr mehr. Seine Gestalt war unter Mittelgröße, wohlgenährt, runde Hände und Füße waren klein, fein, fast zierlich. Das Gesicht, gleichfalls klein und fein, war zart geröthet, schien unentwickelt zu sein, einem hübschen Knaben von zwölf bis dreizehn Jahren zu gehören; die blauen Augen darin zeigten Lebhaftigkeit, aber eine seltsame. Nur ein Ausdruck trat klar hervor, aus den Zügen, aus den Augen, aus der ganzen Gestalt, dem ganzen Wesen: eine große Gutmüthigkeit. Aber auch nur sie. Nach einer Spur von Geist und Energie suchte man vergebens.

Löste diese Erscheinung die Räthsel, die das Geistes- und Gemüthsleben der Fürstin darbot? Sie hatte nur ein einziges Mal von ihrem Gemahl gesprochen, und ihre Worte waren eine Vertheidigung für ihn gewesen.

Sie hatte ihn zu sich bitten lassen; er wußte

also, daß sie wachte; dennoch war er auf den Zehen an ihr Bett geschlichen.

Sie streckte ihm die Hand entgegen, als er vor ihr stand; dennoch sagte er mit leiser, flüsternder Stimme:

„Werde ich Dich nicht stören, meine liebe Stephanie? Wird es Dir nicht schaden, daß ich gekommen bin?“

Er sprach auch mit seiner Gemahlin französisch. Seine Stimme war eine halb männliche; sie hatte etwas Flötendes.

„Mein lieber Alfred,“ erwiderte ihm die Fürstin, „welch eine freundliche und freudige Ueberraschung hast Du mir bereitet!“

Sie sprach freundlich, herzlich zu ihm, fast wie eine Mutter zu ihrem Kinde; die jugendliche Frau zu dem Manne im schon vorgerückten Alter!

Ihre Worte hatten ihn glücklich gemacht.

„Ja, ja, Stephanie, ich wollte Dich überraschen. Darum sprach ich zu keinem Menschen von meiner Reise hierher; auch zu Etienne nicht. Er ist doch glücklich hier angekommen, der gute Etienne?“

„Er brachte uns ja die Nachricht Deines Sieges, Alfred.“

„Meines Sieges! Ha, ha! Nun soll ich den Sieg erfochten, den Feind geschlagen haben! Sie

lügen viel in der Welt! Und am meisten von den Fürsten, besonders wenn sie Könige oder gar Kaiser sind. Etienne — er hat viel gelernt, Stephanie — sagte mir einmal, von allen den großen Siegen, die man den berühmten Monarchen zuschreibe, von Alexander dem Großen an, bis auf Friedrich den Großen und Napoleon den Großen — Aber Napoleon wollen sie ja als einen Kaiser nicht gelten lassen; er sei nur ein General, im Grunde nur der kleine Corporal gewesen. Und er war doch — Aber lassen wir das, meine liebe Stephanie; wir wissen, was er war, und auch der brave Etienne weiß es, und er war es, der mir auch von ihm und von den beiden Anderen sagte, daß nicht der zehnte Theil der Schlachten, die sie gewonnen haben sollten, von ihnen gewonnen seien, sondern daß ihre Generäle die Sieger gewesen waren. Und so, Stephanie — aber wovon sprach ich doch?"

„Deine Bescheidenheit, mein braver Alfred, wollte mir sagen, daß man den erfochtenen Sieg mit Unrecht Dir zuschreibe."

„Richtig, Stephanie! Aber es ist nicht Bescheidenheit, wenn ich das sage; es ist die volle Wahrheit. Mein Bruder Alexander hat den Sieg erfochten. Er hatte die Pläne gemacht; er stellte

sich an die Spitze der Regimenter. Er hatte den Muth. Du hättest ihn sehen sollen! Ich beneidete ihn beinahe. Aber nein, nein! Neid war nicht in meinem Herzen. Es mußte ja auch nur immer an Dich denken und an unser Kind, und wie Du Dich um mich ängstigen würdest, und ich sehnte mich so sehr nach Dir, und da sagte ich zu meinem Bruder: «Mein lieber Alexander, Du bist der commandirende General und ich bin nur Volontair in Deinem Stabe, und wenn Du mich entbehren kannst, — und ich glaube, Du kannst es, — dann bitte ich Dich um einen Urlaub. Ich habe seit zehn Tagen meine liebe Frau und meinen kleinen Buben nicht gesehen!» Und er lachte und gab mir den Urlaub und wir lachten alle Beide. Und so bin ich hier und es freut mich, daß ich Dich überraschen konnte und —"

Er hatte bei der Erzählung gelacht, wieder gelacht. Auf einmal unterbrach er sich mit einem beinahe verdrießlichen Gesichte.

„Aber Stephanie, was mußt Du von mir denken? Ich habe mich noch gar nicht nach Deinem Befinden erkundigt. Die gute Keller mußte mir zwar täglich von Dir schreiben, und sie hatte nur Gutes zu melden, und Gott Lob, ich sehe Dich ja auch munter und wohlauf und Du siehst viel

wohler und gestärkter aus, als bei meiner Abreise und —"

Die Fürstin mußte ihn unterbrechen, wenn sie zum Wort kommen wollte.

„Mir ist ganz wohl, mein lieber Alfred. Und Deine Rückkehr hat mich vollends glücklich gemacht."

„Hat sie? In der That?"

„Kannst Du daran zweifeln?"

„Nein, nein! Du siehst ja, wie glücklich ich darüber bin. Und nun muß ich auch unser Kind sehen. Es ist doch noch dort?"

Er zeigte auf das Nebengemach, in dem die Wiege des jungen Prinzen stand.

„Es ist noch dort!" sagte die Fürstin. „Du wirst hier noch Alles so finden, wie Du es verließest. Ich sorgte dafür."

„Ich danke Dir, Stephanie. Aber —"

Seine Gedankensprünge hatten wieder ein anderes Gebiet erreicht, das ihm nahe genug liegen mochte.

„Ah, Stephanie, bei meiner Abreise hatten wir noch keinen Namen für unser Kind. Du wolltest einen vorschlagen. Wir müssen jetzt als gute Christen an die Taufe denken. Wir sind weder durch Hausgesetze, noch durch Traditionen an bestimmte Namen gebunden. Du hast gewiß nachgesonnen!"

„Gewiß," erwiderte die Fürstin. „Und ich denke, wir sprachen schon darüber. Ich bat, ihn Alfred zu nennen, wie Du —"

„Nein, nein!" rief der Fürst plötzlich, laut, wie aufgebracht; seine flötende Stimme war scharf, schneidend geworden.

„Ich darf meine Bitte nicht wiederholen?" bat die Fürstin mit dem herzlichsten, mit einem fast demüthigen Tone ihrer Stimme.

„Nein!" wiederholte er heftig, eigensinnig.

Schnell war dann seine Stimme eine andere, eine bittende:

„Nein, meine liebe Stephanie! Das Kind soll werden wie Du, schön, klug, es soll Geist haben. Sein armer Vater hat das Alles nicht; von ihm darf es Nichts haben, auch nicht den Namen."

Er sah traurig vor sich hin.

Die Fürstin nahm seine Hand und drückte sie. In ihren Augen standen Thränen. Jede Bewegung war ihr untersagt. Sie mußte sich dennoch aufrecht setzen, ihr Gesicht zu dem seinigen erheben, ihre Lippen auf die seinigen drücken.

„O, Du guter, braver Alfred!"

Er war schon wieder glücklich.

„Von dem Namen sprechen wir später," sagte

er. „Es hat noch Zeit damit. Aber jetzt darf ich unser Kind sehen.“

Er wollte in das Zimmer zu dem Kinde gehen. Die Fürstin wurde verlegen.

„Er wird den Schlaf des Kindes stören!“ warf sie ihrer Kammerfrau einen Wink zu.

Florence hatte ihn verstanden, trat vor.

„Der junge Prinz ist nicht angekleidet, Hoheit.“

„Ah, Florence, das schadet weder mir, noch ihm.“

„Aber Hoheit, was würde morgen der Hof sagen?“

„Was er will!“

„Die strenge Oberhofmeisterin! Der Hofmarschall würde sein großes Buch über Präcedenzfälle aufschlagen müssen, und wenn man keinen fände, würde man mich fortschicken.“

„Oho, Florence! Da wäre ich dabei!“

Die Fürstin mußte sich doch einmischen.

„Für unser Kind,“ sagte sie zu dem Fürsten, „ist der heutige Tag ein Festtag. Sein Vater ist zu ihm geeilt, sieht es nach einer Trennung wieder, die seine junge halbe Lebensdauer ausmacht. Dazu muß es festlich geschmückt werden, mein lieber Alfred.“

Der Fürst konnte dagegen keinen Widerspruch erheben.

„Du wirst es mit der Frau Wagner besorgen,“ befahl die Fürstin der Kammerfrau, mit einem Winke, der ihr sagte, er werde sein Vorhaben vergessen.

Florence ging zu dem Kinde zurück.

Die Gedanken des Fürsten hatten wieder eine andere Richtung genommen; freilich blieben sie bei seinem Kinde.

„Ah, Stephanie, ich konnte nicht Soldat werden; meine Mutter gab es nicht zu; sie war keine Soldatentochter, haßte den Krieg. Aber unser Knabe soll eine soldatische Erziehung erhalten. Wir wollen einen berühmten Feldherrn aus ihm machen. Das Kriegsleben hat doch etwas Superbes! Und solch ein Sieg! 'Der Feind, er ist tapfer herangestürmt. Ganze Regimenter! Besonders magnifik die Cavallerie! Die Erde zitterte unter dem Galopp aller der Pferde. «Hurrah!» riefen die Husaren. Es waren die feindlichen. Da kamen wir. Ein Bataillon Scharfschützen stand zur Seite, von einem Walde verdeckt. Die Husaren hatten keine Ahnung davon; kamen näher, auf fünfzig Schritt. Da hieß es: «Feuer!» Mein Bruder Alexander hatte es so angeordnet. «Feuer, Feuer!» Hundert Büchsen knallten, zweihundert. Die Husaren fielen wie die Fliegen von den Pferden.

Die Pferde flogen zurück, mit den Reitern, die noch darauf saßen. Der Oberst wollte sein Regiment zum Stehen bringen. Da gaben unsere Schützen die dritte und vierte Salve. Die Husaren wollten nicht zurück, konnten nicht vorwärts. Du hättest die Verwirrung sehen sollen, Stephanie! Und nun kam das Schönste. Hinter den Schützen hatte mein Bruder Alexander sich mit unseren Dragonern aufgestellt. Auf einmal höre ich seine Stimme: «Vorwärts, Dragoner! Vorwärts, vorwärts!» Es fuhr mir durch alle Glieder. In demselben Augenblicke flog er auf seinem Rappen voran; sein ganzes Regiment hinter ihm. «Hurrah, hurrah!» riefen die braven Dragoner, und wie ein Sturm ging es auf den Feind los, und die Husaren, die sich formiren wollten, geriethen immer mehr in Verwirrung und galoppirten zuletzt in wilder Flucht davon, und wir hatten den Sieg erfochten. Ah, meine liebe Stephanie, das war schön, und den braven Alexander hätte ich beinahe beneidet. Aber er hat ja für mich gesiegt und für unser Kind. Und wenn ich bedenke, daß ich im Grunde doch nicht recht gegen ihn gehandelt habe! Ich hatte ihm Versprechungen gemacht —"

Die Fürstin unterbrach ihren Gemahl, nicht ganz mit ihrer gütigen, freundlichen Stimme.

„Versprechungen machtest Du dem Prinzen Alexander nie, Alfred! Du konntest das auch nicht; die Hausgesetze standen damals im Wege!“

„Ich hatte ihm doch Aussichten gemacht, Stephanie!“

„Die Hausgesetze standen Dir immer entgegen, Alfred!“

Einen Augenblick stockte das Gespräch der fürstlichen Gatten.

Der Fürst war in Gedanken versunken.

Die Fürstin schien plötzlich etwas ganz Anderem ihre Aufmerksamkeit zugewendet zu haben.

In dem Nebenzimmer, dem Gemache des jungen Erbprinzen, war eine Bewegung entstanden. Sollte auch der kleine Prinz festlich gekleidet werden; die beiden Frauen hatten sich doch zu der Wiege begeben. An der Wiege entstand jetzt auf einmal eine Bewegung, eine Unruhe.

Die Fürstin hörte es; sie selbst wurde unruhig ergriffen.

Der Fürst hatte Nichts gehört, auf Nichts geachtet; er war nur mit seinen Gedanken beschäftigt.

„Ah, Stephanie,“ sagte er. „Wir konnten uns über den Namen unseres Kindes nicht einigen. Jetzt habe ich einen für ihn. Wir haben meinem

Bruder unseren Dank zu beweisen. Nennen wir unser Kind Alexander!“

Die Fürstin flog in die Höhe — nicht über die Worte des Gemahls.

Aus dem Nebenzimmer war ein Ruf an ihr Ohr gedrungen, ein Ruf des Schrecks; ein Jammerruf, ein unterdrückter Jammerschrei folgte ihm. Beide Frauen in dem Zimmer hatten ihn ausgestoßen.

„Florence!“ rief die Fürstin.

In dem Nebenzimmer herrschte plötzlich eine Todtenstille.

„Florence! Florence!“

Kein Laut in dem Gemache.

„Florence, Frau Wagner!“

Es war ein Aufschrei der furchtbarsten Angst der Mutter.

Sie saß hoch aufrecht im Bette; ihr Gesicht war bleich wie der Tod; ihre Lippen zitterten, weit geöffnet; ihre Augen flogen, stierten wie im Wahnsinne.

„Florence, ich sterbe, wenn Du nicht kommst.“

Sie konnte es noch rufen mit der letzten Kraft ihrer Stimme.

„Ich werde Florence rufen, meine theure Stephanie!“ erhob der Fürst sich.

Die Fürstin war aus ihrem Bette schon aufgesprungen.

Was vermochte ein Befehl des Arztes, was war alle Schwäche der Wöchnerin gegen die Todesangst, die das Herz der Mutter ergriff, zerriß?

Sie drängte ihren Gatten zurück, der sie aufhalten wollte; sie flog, sie stürzte in das Nebenzimmer.

An der Wiege standen die beiden Frauen, Florence, die Kammerfrau der Fürstin, die Frau Wagner, die zweite Wärterin des Erbprinzen.

Sie standen da mit bleichen Gesichtern, die sie abwenden mußten, als sie die Fürstin erblickten, mit glanzlosen Augen, die nach der Wiege zu dem Kinde gerichtet gewesen waren, die nicht mehr nach dem Kinde, nicht nach der Mutter zu schauen wagten.

„Mein Kind ist todt!" rief die Mutter.

Sie stürzte zu der Wiege. Sie sah das Kind darin, das regungslos lag.

Sie zog es hervor; sie legte es in ihren Arm; sie besah es.

„Es ist todt! Mein Kind ist todt!"

Es war wohl ein furchtbarer Aufschrei.

Aber ein anderer folgte, noch furchtbarer, noch entsetzlicher.

Sie besah noch einmal das Kind.

„Das ist nicht mein Kind!“

Sie hielt ein todtes Kind in ihrem Arme, aber es war nicht ihr Kind.

Sie fiel ohnmächtig zu Boden.

3.

Die Fürstin lag in tiefer Ohnmacht; man hatte zunächst für sie Sorge zu tragen.

Das Kind war ja todt, und wenn auch daran, daß es nicht der Erbprinz, sondern ein fremdes Kind sei, eine ganze Reihe der seltsamsten und aufregendsten Gedanken sich knüpfen mußten, in diesem Augenblicke konnte es nur gelten, das Leben der jungen Fürstin zu retten.

Aber wer sollte Sorge dafür tragen?

Nur drei Personen waren um die Ohnmächtige: der Fürst, die Kammerfrau Florence, die Wärterin Frau Wagner.

Der Fürst stand rathlos; seine Gedanken schienen ihn völlig verlassen zu haben; so war er auch keines Willens fähig. Er starrte seine Gattin an, die am Boden lag, das ihren Armen entglittene Kind, das neben ihr lag. Er machte Miene,

als wenn er zu jener, dann zu diesem sich niederbeugen wolle, um Hülfe zu leisten; er half nicht der Einen, nicht dem Anderen.

Die Frau Wagner war vom Schreck gelähmt, betäubt. Das ihrer Wartung anvertraute fürstliche Kind war entweder todt oder geraubt und mit einem fremden verwechselt; Beides war für sie ein furchtbares Räthsel; aber mochte dieses Räthsel sich lösen, wie es wollte, auf sie, die Wärterin, fiel die schwerste Verantwortung. Sie stand rathlos, wie der Fürst.

Florence, die Französin, hatte ihre Geistesgegenwart behalten.

Sie nahm zuerst das Kind vom Boden auf und legte es in die Wiege zurück.

„Bist Du auch," mochte die brave Frau dabei denken, „fremd hier und magst Du am allerwenigsten in ein Fürstenschloß und in eine prinzliche Wiege gehören, Du bist doch ein armes verlassenes Geschöpf, mit dem sie grausam genug umgegangen sein mögen, und jetzt bist Du todt und da sollen Deine armen zarten Glieder noch zuletzt in den weichen seidenen Kissen Ruhe finden."

Dann wandte sie sich zu dem Fürsten:

„Hoheit, helfen Sie mir, die Ohnmächtige in ihr Bett zurückzutragen."

Zu der Wärterin aber sagte sie:

„Frau Wagner, rufen Sie sofort den Leibarzt herbei; er solle auf der Stelle kommen. Plaudern Sie aber nicht, Frau Wagner. Kein Mensch darf erfahren, was hier geschehen ist, auch der Arzt nicht.“

Die Wärterin entfernte sich.

Der Leibarzt hatte seit der Entbindung der Fürstin seinen Aufenthalt in dem fürstlichen Schlosse.

Dem Fürsten war die Aufforderung der Kammerfrau, ihr zu helfen, Befehl gewesen. Beide trugen die Ohnmächtige auf ihr Bett in dem Gemache nebenan. An Körperkräften fehlte es dem feinen, zarten und wohlgenährten fürstlichen Herrn nicht.

Der Arzt war in wenigen Minuten da.

Er war ein älterer Herr, der verschwiegene fürstliche Leibarzt. Ihm durfte, mußte Alles mitgetheilt werden. Einige Augenblicke vor ihm war die Gräfin Keller erschienen. Florence hatte sie aus ihrem in der Nähe befindlichen Schlafgemache herbeigeholt, unter gedrängter Mittheilung des Vorgefallenen. Die theilnehmende Freundin der unglücklichen Fürstin hatte Mühe, sich von Schreck und Angst zu erholen.

Die Ohnmächtige wurde in's Leben zurückgebracht, auch zum Bewußtsein. Aber das Bewußtsein war ein entsetzliches.

„Mein Kind! Das war nicht mein Kind! Wo ist mein Kind? Florence, wo ist es? Du mußt es mir wieder verschaffen! Du, die Frau Wagner, die Frau Wurm! Euch war es anvertraut! Mein Kind, mein armes Kind!"

Ihre Lippen brannten, ihre Augen waren trocken und heiß.

Dann traten Thränen in die Augen, überflutheten das todtenbleiche Gesicht.

„Mein Kind, mein —! Ach, ich habe ja nicht einmal einen Namen, mit dem ich es rufen kann! Welch eine arme, unglückliche Mutter bin ich! Ich hatte ein Kind; es war so schön, so engelschön! Seine Augen konnten schon zu mir sprechen! Ich werde sie immer, ewig sehen. Aber einen Namen hatte mein Kind nicht! Wenn mein Herz ihn rufen will, einen Namen, einen Namen hat es nicht!"

Sie weinte bitterlich, bis sie wieder laut aufschreien mußte, eine neue Ohnmacht dem Seelenschmerze eine kurze Pause gab, neue Thränen, neues Wehklagen folgten.

„Nur die Zeit kann hier Heilung bringen," sagte der Arzt.

Eine andere dringende Pflicht war an ihn herangetreten, die Besichtigung des todten Kindes

in der Wiege. Er nahm sie vor unter Zuziehung der Kammerfrau Florence und der beiden Wärterinnen.

Die Frau Wurm hatte an der Wiege gewacht, bis sie durch die Frau Wagner war abgelöst worden. Dies war gleich nach Mitternacht geschehen. Die Frau Wagner hatte bei ihrem Eintreten in das Gemach die Frau Wurm sitzend in dem Lehnsessel gefunden, der in der Mitte des Zimmers neben der Wiege stand. Auf dem kleinen Tische in der Ecke brannte die Schirmlampe, ihr halbes Licht durch das Gemach verbreitend.

Es war Alles so, wie jede Nacht, wenn die eine Wärterin die andere ablöste.

„Ob das Kind ruhig geschlafen habe?" fragte die Frau Wagner, wie jeden Abend, die Frau Wurm.

„Heute besonders ruhig," war die Antwort. „Es habe seit einer vollen Stunde sich gar nicht bewegt."

„Wann es zuletzt Nahrung erhalten habe?"

„Eben vor einer Stunde habe die Amme ihm die Brust gegeben; das Kind habe voll und kräftig getrunken, bis es an der Brust eingeschlafen sei." Amme und Wärterin hatten es dann wieder in die Wiege gelegt; die Amme hatte sich entfernt, bis

sie von Neuem gerufen werde. Die Frau Wurm hatte die Wiege nicht wieder verlassen; das Kind hatte sich nicht mehr bewegt. „Es müsse sehr schön schlafen,“ setzte die Frau hinzu, indem sie sich entfernte.

„Es müsse schön schlafen,“ dachte und sagte sich auch die Frau Wagner, die nun allein an der Wiege wachte und keinen Laut und keine Bewegung darin vernahm. Nach dem Athem des schlafenden Kindes zu horchen, hatte sie eben so wenig eine Veranlassung, als nach ihm in die Wiege zu blicken. Das Letztere hätte sie zudem nicht vermocht, ohne einerseits die Vorhänge über dem gewölbten Kopfende der Wiege auseinander zu ziehen, und andererseits mit der Schirmlampe sich der Wiege zu nahen; dies wieder hätte das so schön schlafende Kind nur zu leicht wecken können.

So saß die Frau ruhig, ohne Arg, ohne Sorge, bis der Fürst in dem nebenan befindlichen Schlafgemache der Fürstin erschienen war, sein Kind zu sehen verlangte, und die Fürstin der Kammerfrau Florence befahl, mit der Frau Wagner den jungen Prinzen für den Besuch des Vaters festlich zu kleiden.

Da war ein eben so furchtbares wie räthselhaftes Ereigniß bekannt geworden.

Florence war in das Zimmer getreten. In dem Zimmer herrschte das Halbdunkel der Schirmlampe. Die Frau Wagner saß in dem Lehnsessel neben der Wiege, rührte sich nicht, hielt den Athem an, um sofort das Erwachen des seit beinahe zwei Stunden schlafenden Kindes zu vernehmen.

Florence theilt der Frau den Befehl der Fürstin mit, das Kind für den Besuch des Fürsten anzukleiden.

Die Wärterin holt aus einer Commode die Kleidung des Kindes, bringt sie zu der Wiege.

Die Kammerfrau hat ruhig ihre Rückkehr erwartet, ohne sich zu rühren; sie will den kleinen Prinzen um keine Secunde früher wecken, als es nöthig ist.

Sie schlägt jetzt die Vorhänge der Wiege auseinander.

Beide Frauen blicken nach dem Kinde.

Es liegt ruhig, unbeweglich da.

„Es schläft so schön!" sagt die Frau Wagner zu Florence, wie vorhin die Frau Wurm zu ihr gesagt hatte.

„Wir müssen es dennoch wecken!" sagt bedauernd die Kammerfrau.

Die Wärterin faßt das Kind an, um es aufzuheben; sie berührt ihm kaum die Schultern;

es wäre ja möglich, daß es bei leiser Berührung weiter schliefe.

„Es erwacht in der That nicht, rührt sich nicht.“

„Aber was ist das, Frau Florence?“ flüstert sie, und die flüsternde Stimme hat dabei einen so seltsamen Ton.

„Was fällt Ihnen auf?“ flüstert die Kammerfrau zurück.

„Die Schulter fühlt sich so kalt an.“

„Sie werden das Kind nicht fest zugedeckt haben!“

„Das könnte nur die Frau Wurm versehen haben; ich habe es heute noch nicht angerührt. Aber —“

Die Stimme der Wärterin schien zu zittern.

„Was ist Ihnen, Frau Wagner?“

„Fühlen Sie einmal das Kind an, Frau Florence. Das ist eine so sonderbare Kälte, und das ganze Aermchen ist kalt und hängt so schlaff an dem Körperchen, und —“

Die Frau kann vor Schreck und Angst nicht weiter sprechen.

Florence befühlt das Kind.

Auch sie erschrickt.

„Das ist eine eisige Kälte und —“

Sie eilt zu der Lampe, holt sie herbei, läßt ihren Schein auf die Wiege, auf das Kind fallen

Die Lampe will ihren Händen entgleiten.

Sie sehen in der Wiege ein Kind in dem Hemdchen des jungen Prinzen liegen; aber es ist nicht der junge Prinz; es ist ein fremdes Kind, das keine der beiden Frauen jemals gesehen hat. Es ist auch ein schönes, feingestaltetes Kind, wie sie nur jemals den jungen Prinzen so gesehen haben. Aber wie das Aermchen schlaff an dem kleinen Körper herunter hängt, so liegt auch das Köpfchen welk und schlaff zur Seite gefallen und die Augen stehen weit und starr offen, werden nicht von dem Lichte geblendet, empfangen von dem Lichte keinen Glanz mehr. Und die bebenden Hände der Frauen fühlen eisige Kälte und Erschlaffung und Verwelkung an dem ganzen kleinen und zarten Körper.

In der prinzlichen Wiege liegt ein fremdes, todtes Kind.

Der Entdeckung folgt ein Schreckensruf der beiden Frauen, den sie vergebens zu unterdrücken suchen; dem Rufen ein Wehklagen der Frau Wagner, die zuletzt bei dem jungen Prinzen gewacht hat, die sich plötzlich einer entsetzlichen Verantwortlichkeit bewußt wird, und sich doch so frei von aller und jeder Schuld fühlt.

Und die Frau Wurm?

Sie war die stets ruhige, stille, fromme, gottesfürchtige Frau, dabei dienstfertig, gefällig, theilnehmend. Sie hatte für ihre Nachtwache bei dem fürstlichen Kinde stets eine kleine Handbibel mitgebracht, mit der sie sich, wenn das Kind schlief, an den kleinen Ecktisch zu der Schirmlampe setzte. Sie hat auch jetzt ihre Ruhe.

„Das ist eine schwere Fügung Gottes!“ ruft sie aus. „Aber die Wege des Herrn sind unerforschlich!“

Florence hatte auf Befehl des Arztes sie herbeirufen müssen. Sie hatte sie in ihrer Stube gefunden, die nicht weit von den Gemächern der Fürstin entfernt lag. Sie hatte sie im Bette gefunden, schlafend dem Anscheine nach. Sie hatte ihr nur den Befehl mitgetheilt, auf der Stelle ihr zu folgen; es habe sich ein Unglück ereignet. Von welcher Art das Unglück sei, hatte sie nicht gesagt; es hätte Erörterungen zur Folge haben müssen, zu denen keine Zeit war. Die Frau hatte zwar gefragt, was es sei. Aber — „Sie werden es ja sehen,“ war die Antwort gewesen. Wenige Minuten nach der Kammerfrau war sie in dem Schlafgemache des Prinzen erschienen; mit jener Ruhe; mit dem Ausrufe der Ergebung in die Fügung Gottes, als ihr das schwere Ereigniß mit-

getheilt war. Ihre Bibel lag noch auf dem kleinen Tische, mit einem Zeichen an der Stelle, bis zu welcher sie gelesen hatte. Es war der vierzigste Psalm, von dem Leiden Christi sprechend, der Vers neun, in welchem es heißt:

„Deinen Willen, mein Gott, thue ich gern, und Dein Gesetz habe ich in meinem Herzen.“

Sie hatte gewacht bei dem jungen Prinzen von sieben Uhr des Abends, bis um zwölf Uhr in der Nacht die Frau Wagner ihre Stelle eingenommen hatte. Nur zweimal war unterdeß ein Dritter in das Gemach gekommen. Zuerst die Amme, die dem Kinde Nahrung gegeben hatte. Darauf die Prinzessin Alexander in Begleitung der Gräfin Keller und des Grafen Etienne Morin. Niemand war weiter in dem Zimmer gewesen.

„Doch!“ unterbrach die Frau sich selbst. „Ich muß Alles sagen. Ich darf nicht die Sünde auf mich nehmen, auch nur das Geringste zu verschweigen. Ich war über dem Lesen in dem heiligen Buche eingeschlafen. Ich hatte am Tage Manches zu schaffen gehabt, von der Wache der vergangenen Nacht mich daher nicht ausruhen können; ich bin schon eine alte Frau; da waren Müdigkeit und Schlaf über mich gekommen. Wie lange ich geschlafen habe, weiß ich nicht. Als ich erwachte

und erschrocken umhersah, war zwar noch Alles so, wie vorher, und ich fand keine Spur, daß irgend Jemand während meines Schlafes könne dagewesen sein. Aber die Thüre nach dem Gange ist immer unverschlossen und war es auch damals, und so konnte es immerhin möglich gewesen sein, daß unbemerkt ein Mensch sich eingeschlichen hatte. Eine Spur fand ich nicht; ich dachte auch nicht daran. Aber jetzt, da das schreckliche Unglück geschehen ist, fällt der Gedanke schwer auf meine Seele."

Das war die Mittheilung der Frau Wurm. Jedes ihrer Worte, ausgesprochen mit der ruhigen, sicheren Stimme, begleitet von dem klaren, festen Blicke der Frau, ihrem ganzen einfachen Wesen, trug den Stempel der Wahrheit. Wer hätte den geringsten Zweifel setzen können in die Worte einer Frau, die zu den ältesten Dienerinnen des Schlosses gehörte, deren Treue und Ergebenheit, namentlich gegen die Fürstin selbst, allgemein bekannt war, die auf eignes Verlangen der hohen Herrin zur Wärterin des jungen Prinzen erkoren war?

Die Amme Babette hatte der Leibarzt noch herbeirufen lassen. Sie hatte das Kind nicht mehr gesehen, seitdem sie ihm die Brust gereicht hatte und mit ihm an dem Bette der Fürstin gewesen

war. Sie hatte sich dann zur Ruhe begeben, bis sie geweckt werde, um dem jungen Prinzen wiederum Nahrung zu geben. Sie wurde geweckt, um an der Stelle des Prinzen das fremde todte Kind zu finden. Der Schmerz der Bäuerin gab dem der Fürstin nicht nach. Ammen lieben die fremden Kinder, denen sie Leben von ihrem eigenen Leben gegeben haben, wie ihr eigenes Kind, oft mehr, als die Mutter ihr Kind lieben kann.

„Und was jetzt?" mußte der Arzt sich fragen, nachdem er diese Nachforschungen vorgenommen und nicht das mindeste Resultat durch sie gewonnen hatte.

„Hofer!" war sein Gedanke. „Nur Hofer!"

Er begab sich zu dem Gemache der Fürstin.

Er öffnete kaum hörbar die Thüre, blickte in das Zimmer, blieb auf der Schwelle stehen.

Der Fürst saß an dem Bette der Fürstin, sah ihn, legte den Finger auf den Mund, zum Zeichen, daß die Ruhe seiner Gemahlin nicht gestört werden solle.

Der Arzt machte ein Zeichen, daß er Seiner Hoheit dringend Etwas mitzutheilen habe.

Der Fürst erhob sich, schlich auf den Zehen zu dem Arzte.

„Was bringen Sie?"

„Ein Verbrechen, das in einen undurchdringlichen Schleier gehüllt ist. Ist es zu erforschen, so kann es nur durch die Polizei geschehen. Befehlen Hoheit, daß ich mich an Hofer wende?"

„Hofer? Ja, ja! Wenden Sie sich an ihn. Was Sie ihm sagen, ist mein Befehl. Thun Sie Alles, was Sie für erforderlich halten."

Der Arzt ging, Hofer aufzusuchen.

Den Frauen befahl er, bei der Wiege und der fremden Kindesleiche zu bleiben, Niemanden einzulassen, Niemandem irgend eine Mittheilung von dem Vorgefallenen zu machen.

Hofer war nicht da; sein Zimmer war verschlossen.

Der Arzt begab sich hinunter zu der Schloßwache in dem großen Portale des Schlosses.

Er ließ durch einen Soldaten den Wachtmeister, den Stellvertreter des Lieutenants, aus der Wachtstube rufen.

„Der Lieutenant Hofer ist nicht da?"

„Verreist."

„Wohin?"

„Unbekannt!"

„Seit wann?"

„Unbekannt! Aber ich bin sein Stellvertreter

und kann besorgen, was der Herr Medicinalrath zu befehlen haben."

„Ich danke Ihnen."

Dem Medicinalrathe wollten sonderbare Gedanken durch den Kopf gehen.

„Hofer verreist? Plötzlich! Heimlich?"

„Aber was nun?"

Er war ein entschlossener Mann.

„Besorgen Sie einen Wagen, der mir sofort zum Hôtel des Polizeiministers folgt."

„Zu Befehl!"

Er eilte zu Fuße nach dem Hôtel des Polizeiministers.

Es war gegen zwei Uhr Morgens, im October, noch tiefe, dunkle Nacht.

Das Hôtel war erleuchtet, offen; es stand die ganze Nacht geöffnet. Die Centralbureaus der Polizeiverwaltung der Residenz befanden sich darin.

Der Minister hatte sich noch nicht zur Ruhe begeben. Es war ihm mitgetheilt worden, daß der Fürst unerwartet, ohne alles Gefolge, unmittelbar vom Kriegsschauplatze im Schlosse eingetroffen sei. Er mußte annehmen, Seine Hoheit wolle incognito da sein; er durfte sich also ohne allerhöchsten Befehl nicht melden; den Befehl konnte er jeden Augenblick erwarten.

Der Arzt ließ sich anmelden, auf unmittelbaren Befehl Seiner Hoheit.

Er wurde auf der Stelle angenommen.

„Ich hatte einen Befehl Seiner Hoheit erwartet,“ empfing ihn der Minister. „Aber durch Sie, lieber Medicinalrath? Es wird sich doch kein Unglück ereignet haben?“

„Ein schweres, Excellenz! Das schwerste, das verhängnißvollste, das Seine Hoheit, das fürstliche Haus, die Residenz, das ganze Land treffen konnte.“

„Sie erfüllen mich mit Schreck! Erzählen Sie!“

„Vorab, Excellenz, der Lieutenant Hofer ist plötzlich verschwunden!“

Der Minister lächelte.

„Das wird doch nicht jenes verhängnißvolle Unglück sein!“

„Excellenz wissen von dem Lieutenant?“

„Gewiß! Er ist verreist.“

„Darf ich fragen, wann, wohin?“

„Ueber das Wann könnte ich Ihnen Auskunft geben. Am heutigen Abend!“

„Um welche Stunde?“

„Gegen zehn Uhr.“

„Wissen Excellenz das ganz bestimmt?“

„Sie inquiriren!“

„Ich bin auf Befehl des Fürsten hier.“

„Wohlan! Um halb zehn war der Lieutenant Hofer noch hier. Um zehn Uhr hatte ich die Nachricht von seiner Abreise.“

„Das Wohin darf ich nicht erfahren?“

„Nein, mein lieber Medicinalrath, das dürfen Sie nicht erfahren, wenigstens nicht von mir. Ich hatte für den Lieutenant eine eben so wichtige, wie geheime Mission, die ich nur Seiner Hoheit würde anvertrauen dürfen. Aber darf ich bitten, mich jetzt von Ihrer Mission an mich zu unterrichten?“

„In der Wiege des jungen Prinzen wurde ein todtes Kind gefunden.“

„Der Prinz todt?“ rief der Minister.

„Es war ein fremdes Kind, Excellenz!“

„Bei dem Prinzen?“

„Der Prinz war verschwunden.“

Der Minister wollte aufathmen.

„Sie erzählen Märchen von verwunschenen und verschwundenen Prinzen.“

„Ich berichte die ernste, traurige Wahrheit.“

Der Minister war jetzt in der That erschrocken.

„Wann ereignete sich das?“ fragte er.

„Vor einer Stunde etwa. Als Seine Hoheit nach den ersten Begrüßungen der Fürstin das er-

lauchte Kind sehen wollte, stellte das Unerhörte sich heraus."

„Das wahrhaft Unerhörte!" sagte der Minister. „Keine Geschichte eines Fürstenhauses, keine Annalen der Polizei haben je etwas Aehnliches aufgewiesen."

„Theilen Sie mir alle Einzelnheiten mit," bat er dann.

Der Arzt theilte Alles mit, was er erfahren, selbst gethan und ermittelt hatte, von der Ankunft des Grafen Etienne Morin an, von dem Besuche der Prinzessin Alexander darauf, bis zu dem Augenblicke, da er die Abwesenheit des Lieutenants Hofer erfahren hatte und zu dem Minister geeilt war.

Der Minister verfiel in tiefes Nachdenken.

„Sie vergaßen keinen Umstand?" fragte er dann.

„Meines Wissens nicht."

„Wurde gegen Niemanden ein Verdacht ausgesprochen?"

„Gegen keinen Menschen. Man war allgemein rathlos."

„Und Sie, Herr Medicinalrath?"

Der Medicinalrath war ein vorsichtiger Mann, wie Aerzte es sein müssen.

„Wohin soll die Frage Eurer Excellenz zielen?"

„Ich wünschte von Ihnen zu erfahren, ob auch Sie keinen Verdacht haben.“

„Excellenz, wenn ich nur irgend einen begründeten oder zu begründenden Verdacht hätte, es wäre meine Pflicht gewesen, ihn sofort gegen Sie auszusprechen.“

„Verfolgen wir genau die Thatsachen,“ lenkte der Minister ein oder ab. „Der junge Prinz hatte zwei Wärterinnen?“

„Frau Wagner und Frau Wurm.“

„Wie war die Thätigkeit unter Beiden vertheilt?“

„Die Tageswache war bei der Frau Wurm. Sie wurde um Mitternacht von der Frau Wagner abgelöst, die blieb, bis am anderen Morgen um neun Uhr die Frau Wurm wieder erschien.“

„Und die Amme?“

„Sie schlief im Nebenzimmer; sie wurde von der Wärterin nur geweckt, wenn das Kind Nahrung verlangte.“

„Das war in dieser Nacht geschehen?“

„Zuletzt um zehn Uhr.“

„Der junge Prinz hatte also um zehn Uhr noch gelebt?“

„Er war gesund und kräftig gewesen.“

„Neben dem Schlafgemach des Prinzen befindet sich das der Fürstin?“

„Sie wissen es.“

„Und an dieses stößt wieder unmittelbar das der Gräfin Keller?“

„Es ist so.“

„Keine der beiden Damen hatte vor der Entdeckung des Todes in dem Gemache des Prinzen etwas Verdächtiges vernommen?“

„Nichts hatte einen Verdacht erregen können.“

„Und wann —?“

Der Minister zögerte doch, die Frage, die er auf der Zunge hatte, auszusprechen.

„Ah, Herr Medicinalrath,“ schickte er voraus. „Wir müssen gegenseitig auf das vollste und verschwiegenste Vertrauen rechnen, wenn wir über die Momente, die ich jetzt zu berühren habe, uns vollkommen verständigen wollen, und wie sehr dies nöthig ist, wissen Sie wie ich.“

„Excellenz,“ erwiderte der Arzt, „es mag wenige Menschen geben, die treu in ihrer Brust so viele und so schwere Geheimnisse zu bewahren haben, wie ein Polizeiminister und ein fürstlicher Leibarzt!“

„Wohlan denn! Die Prinzessin Alexander war am Abend da!“

„Die Prinzessin war da, um ihre Glückwünsche zu dem Siege unserer Truppen darzubringen.“

„Sie war an der Wiege des Prinzen!"

„Ich theilte es schon mit."

„Ja, ja! Sie theilten es schon mit. Auch, daß der Prinz noch lebte, noch da war, als die Prinzessin sich bereits entfernt hatte!"

Der Arzt bestätigte es.

Der Minister machte wieder eine Pause.

„Legen Sie," fragte er dann, „kein Gewicht auf den Besuch der Prinzessin?"

„Excellenz scheinen eine Bedeutung darin zu finden," erwiderte nicht minder vorsichtig der Medicinalrath.

„Es war ein später Besuch!" war die Erwiderung des Ministers.

„Die Nachricht des Sieges war spät angelangt," war die Gegenbemerkung des Arztes.

„Freilich! Aber —"

Noch einmal zögerte der Minister. Dann schien er doch einen Schritt weiter machen zu dürfen.

„Aber die beiden hohen Damen tragen doch sonst keine besonders zärtlichen Gefühle zu einander in ihrem Herzen."

Der Medicinalrath hatte darauf keine Antwort, oder er fand es nicht angezeigt, eine darauf zu ertheilen.

Der Polizeiminister hatte eine Ermahnung.

„Wir wollen uns mit Vertrauen entgegenkommen, Herr Medicinalrath! Sie scheinen das Geschäft mir allein überlassen zu wollen.“

„Hm, Excellenz, der Polizei, zumal dem Chef der Polizei gegenüber, muß man, um, wie es im gewöhnlichen Leben heißt, frisch von der Leber sprechen zu können, eine ganz sichere Position eingenommen haben. Excellenz sprachen von den zärtlichen Gefühlen zweier hoher Damen gegen einander.“

„Ich denke, vom Gegentheil,“ entgegnete der Minister. „Indeß, nehmen wir an, wir hätten davon gesprochen. Sie werden mir einräumen, daß die beiden Damen zu zärtlichen Gefühlen solcher Art mancherlei Veranlassung haben.“

„Es wird davon gesprochen!“ blieb dennoch der Arzt vorsichtig.

„Und nicht ohne Grund,“ ging der Minister weiter. „Der Fürst — Seine Hoheit hatten von jeher keine Neigung zu Eingehung einer ehelichen Verbindung gezeigt. Die Augen des Landes hatten sich daher auf den Prinzen Alexander, den jüngeren und einzigen Bruder Seiner Hoheit, gerichtet. Der Prinz — er ist ein tüchtiger, redlicher, wohlwollender Herr, ein tapferer Soldat dabei. Aber — er beging einen Fehler — oder, ich will

das Wort zurücknehmen, nicht ausgesprochen haben — er fiel in eine Falle. Es war eine fatale Geschichte. Sie wurde arrangirt. Die Prinzessin Alexander konnte dem Lande einen legitimen Thronfolger schenken. Da trat ein fremder, mächtiger Einfluß ein, ein gebieterischer, wenn wir wollen. Der Fürst mußte heirathen, eine edle, eine in jeder Hinsicht hochausgezeichnete Dame. Sie gebar den Erbprinzen des Landes. Die Hoffnungen der Prinzessin Alexander waren vernichtet; alle Pläne, alle Machinationen der stolzen, ehrgeizigen, energischen Dame waren durchkreuzt, lagen wie ein zerrissenes Netz am Boden. Der energischen Dame, lieber Medicinalrath! Und da tritt heute dieses erschütternde Ereigniß ein."

Der Minister schloß, oder pausirte nur, indem er forschend und fragend den Medicinalrath ansah.

Der Arzt aber erwiderte in einem eigenthümlich trockenen Tone:

„Excellenz, mit den bloßen Augen tödtet auch eine energische Dame kein Kind; noch weniger möchte sie die Zauberkraft besitzen, durch solches Mittel ein Kind verschwinden und ein anderes an dessen Stelle erscheinen zu lassen."

„Wir kommen darauf zurück," erwiderte der

Minister. „Zuvor ein paar Fragen. Sie sahen doch das fremde Kind?“

„Ich sah es.“

„In welchem Alter schätzten Sie es?“

„Es konnte vor drei Wochen geboren sein, wie der junge Prinz.“

„Ich setze voraus, daß es ein Knabe war.“

„Es war ein Knabe.“

„Wie war es gekleidet?“

„Es trug die Kleidung, mit welcher der Prinz in der Wiege gelegen hatte.“

„Eine andere Kleidung war nicht da?“

„Ich fand Nichts; auch die Frauen hatten Nichts gefunden. Es war nur anzunehmen, daß auch die Kleider der beiden Kinder vertauscht worden seien.“

„Suchten Sie nach Spuren der Todesart des fremden Kindes?“

„Eine Untersuchung der inneren Theile der Leiche durfte, zumal bei der Wichtigkeit des Falles, nur unter gerichtlicher Direction vorgenommen werden. Die äußere bot mir nicht den mindesten Anhalt. Ein Zeichen einer äußerlichen Verletzung war nirgends zu entdecken. Eine sonderbare Vermuthung wollte einen Augenblick bei der Betrachtung des kleinen Körpers sich mir auf-

drängen; ich mußte sie aber bald zurückweisen."

„Sie war?"

„Das arme Geschöpf machte den Eindruck auf mich, als sei es erfroren."

„Erfroren!" mußte der Minister ausrufen. „Und Ihre Gründe dafür?"

„Medicinische Gründe konnte ich mir nicht klar machen: deshalb mußte ich auch den Eindruck, den der Anblick der Leiche auf mich gemacht hatte, bei einigem Nachdenken für eine Täuschung meiner, durch die Kälte der Octobernacht irre geleiteten Phantasie halten."

Der Minister schien sich plötzlich in einen Gedanken vertieft zu haben, den er schweigend eine Zeit lang verfolgte. Dann schüttelte er zwar den Kopf, als wenn auch er nur dem Product einer irre geleiteten Phantasie nachgegangen sei; er wandte sich aber mit einem gewissen drückenden Gefühle wieder zu dem Arzte.

„Herr Medicinalrath, wir sind treue Diener unseres Fürsten! Wir werden unsere Pflicht nicht verletzen. Sie werden mich nicht verlassen; ich verlasse Sie nicht. Unser augenblickliches Beisammensein schon hat uns einen mächtigen, gefährlichen Feind, vielmehr eine Feindin erworben, die

Alles gegen uns aufbieten wird, was ihr zu Gebote steht, und es steht ihr Vieles zu Gebote. Zurück können wir nicht ohne offenbaren Verrath. Verräther können wir nicht werden. Sind wir einig?"

Dem Arzte war die Sprache, die er hörte, in dem Munde eines Ministers, zumal in dem des Polizeiministers, eine noch nie gehörte. Er schaute zweifelhaft auf.

Der Minister hielt ihm die Hand hin.

„Schlagen Sie ein, Herr Medicinalrath!"

Der Arzt schlug ein.

Der Minister zog dann eine Klingel, die in sein Bureau führte.

Eine Minute später erschien ein kluges, verschwiegenes und entschlossenes Polizeirathsgesicht, schweigend die Befehle seines Chefs erwartend.

„Lieber Polizeirath, zwei brennende Aufträge. Zunächst lassen Sie sofort sämmtliche Thore der Residenz schließen. Einpassiren mag, wer will. Hinaus wird Niemand gelassen, sei es Mann oder Frau, zu Fuße, zu Pferde, zu Wagen, ohne vorher visitirt zu sein. Die Visitation bezieht sich aber nur auf ein Kind, ein lebendes oder ein todtes. Wer ein Kind — etwa einen Monat alt — mit sich führt, wird angehalten und mit dem

Kinde hierher gebracht. Das wäre Eins. Zweitens erkundigen Sie sich sofort, aus welchem Thore und zu welcher Stunde, sowie in welcher Begleitung der Lieutenant Hofer die Stadt verlassen hat. Dieses Letztere besorgen Sie selbst. Nehmen Sie zugleich zwei, oder auch drei Gensd'armen mit, beritten wie Sie. Finden Sie die Spur Hofer's, so setzen Sie ihm nach, finden Sie ein Kind bei ihm, so nehmen Sie dieses ihm ab; ihn lassen Sie ziehen. Den ersten Auftrag lassen Sie, damit er sofort erledigt werde, an jedem Thore durch einen berittenen Polizeisergeanten ausrichten. Die Rapporte erwarte ich, wenn ich nicht wieder hier bin, im fürstlichen Schlosse. Von der ganzen Sache wird so wenig Aufhebens gemacht, wie möglich."

Der Polizeirath entfernte sich schweigend, wie er gekommen war.

Der Minister wandte sich wieder zu dem Arzte.

„Gehen wir zum Schlosse!"

„Fahren wir, Excellenz! Ich hörte den Wagen vor einigen Minuten vorfahren. Ich hatte ihn hierher bestellt."

„Noch eine Frage," sagte der Minister. „Wer im Schlosse ist von dem Ereignisse der Nacht unterrichtet?"

„Außer dem Fürsten und der Fürstin selbst,

nur die Kammerfrau der Fürstin und die beiden Wärterinnen des Prinzen. Ich habe Allen die strengste Verschwiegenheit zur Pflicht gemacht. Ich hoffe, sie werden schweigen."

Der Minister und der Arzt begaben sich zu dem Wagen, der vor dem Hôtel hielt.

Vor dem Einsteigen hatte der Minister einen Befehl für den Portier.

„Ist Lohbach hier?"

„Zu Befehl, Excellenz."

„Rufen Sie ihn zu mir!"

Der Portier entfernte sich; nach einer halben Minute stand vor dem Minister ein unscheinbarer, etwas hagerer Mann in bürgerlicher Kleidung.

„Excellenz befehlen?"

„Erzählten Sie mir nicht vor einigen Tagen von einer jungen Gärtnerin draußen vor dem Neuen Thore?" fragte der Minister.

„Zu Befehl, Excellenz!"

„Erkundigen Sie sich nach ihr und ihrem Kinde!"

„Zu Befehl, Excellenz!"

„Auch nach dem Fräulein von Rauh."

„Zu Befehl!"

„Ich muß noch heute Nacht Ihren Rapport haben."

„Zu Befehl!"

„Sie suchen mich auf, wo ich auch sein mag.“

Der Minister wartete das unvermeidliche „Zu Befehl“ des unscheinbaren hageren Mannes nicht mehr ab, stieg mit dem Arzte in den Wagen, der Beide zum Schlosse fuhr.

Im Schlosse sagte der Minister zuerst zu seinem Begleiter:

„Die Fürstin wird Ihrer Hülfe bedürfen. Seiner Hoheit sagen Sie, daß die Polizei in voller Thätigkeit sei. Meiner Anwesenheit im Schlosse erwähnen Sie nicht.“

Der Arzt begab sich zu den fürstlichen Gemächern.

„Hahn soll herauskommen,“ befahl der Minister einem Soldaten von der Schloßwache.

Aus der Wachtstube erschien bei Seiner Excellenz der Wachtmeister, der den Lieutenant Hofer vertrat.

Der Minister unterhielt sich mit ihm, in dem weiten Schloßportal auf und ab spazierend.

„Der Lieutenant Hofer ist abgereist?“

„Zu Befehl, Excellenz!“

„Sagte er Ihnen, wohin?“

„Er sprach nur von einem Auftrage Eurer Excellenz!“

„Wann sahen Sie ihn zuletzt?“

„Gegen zehn Uhr Abends, als er mir mittheilte, daß er verreisen müsse.“

„Er war reisefertig?“

„Er war in Reisekleidung.“

„Ist kein Unbekannter hier ein- oder auspassirt?“

„Unbekannte werden nicht durchgelassen, Excellenz.“

„Auch keine bemerkenswerthe Persönlichkeit?“

„Ihre Durchlaucht, Prinzessin Alexander, war da.“

„Sonst Niemand?“

„Ich wüßte nicht.“

„Das Schloß hat viele Aus- und Eingänge?“

„Auf allen Seiten, Excellenz.“

„Achten Sie besonders auf dieses Hauptportal!“

„Zu Befehl, Excellenz.“

Der Minister stieg die breite Treppe hinauf, die zu den Gemächern der Fürstin führte.

Durch einen Schloßlakaien ließ er oben den Medicinalrath rufen.

„Wie steht es drinnen?“

„Es ist nichts Neues vorgefallen.“

„Dürfen Sie mich in das Zimmer des Prinzen führen?“

„Ich bitte Excellenz, mir zu folgen.“

Die beiden Herren begaben sich in das Gemach des jungen Prinzen.

In dem Gemache hatte der Arzt den Minister erwartet. Er hatte bei seiner Rückkehr Alles darin gefunden, wie er es verlassen hatte. So war es auch jetzt.

Die Wiege mit dem todten Kinde stand in der Mitte. Die Amme saß mit verweintem Gesichte neben ihr. Die beiden Wärterinnen hatten sich jede in einem anderen Winkel niedergelassen, die Frau Wurm an dem Tische, auf dem die Schirmlampe stand und die noch aufgeschlagene Bibel lag. Die Kammerfrau Florence war bei der Fürstin.

Der Minister besichtigte zunächst die Kindesleiche. Er überzeugte sich, daß sie nur die Nachtbekleidung des jungen Prinzen trug, in dessen Wiege sie lag.

„Aber," hatte sein scharfes und erfahrenes Auge bemerkt, „der Anzug ist in großer Unordnung. Wurde er schon so vorgefunden?"

Die Frau Wagner bestätigte das.

„Eine Frau hat das Kind so nicht angekleidet," sagte der Minister.

Die Amme und die Frau Wagner pflichteten

ihm bei. Beide hatten früher in Schreck und Angst nicht darauf geachtet.

„Und Sie, Frau Wurm?“ fragte der Minister die andere Wärterin.

Der Minister war im Schlosse bekannt. Wenn der Fürst daheim war, mußte er jeden Morgen sich einfinden, zum Vortrag, wie es hieß und in der Residenzzeitung auch jeden Tag amtlich zu lesen war. Der Vortrag bestand darin, daß der Minister alle Neuigkeiten aus Stadt und Land erzählen mußte. Er wußte Alles, was sich ereignet hatte. Als Minister empfing er tägliche Polizeiberichte von allen Landräthen des Landes. Als Polizeipräsident der Residenz erhielt er jeden Morgen die Rapporte seiner Polizeicommissarien aus allen Revieren. Zu diesen Commissarien gehörte auch der Herr Lohbach, mit dem er über die junge Gärtnerin vor dem Neuen Thore und deren Kind gesprochen hatte. Bei seinen Vorträgen hatte der Minister dem jungen Erbprinzen die Aufwartung machen und die reizende kleine Hoheit unterthänigst bewundern müssen. Der Fürst selbst hatte geruhet, ihn̄ zu der Wiege zu führen.

So kannten auch die Amme und die Wärterinnen ihn.

Die Frau Wurm war bei dem Eintreten des

Ministers an ihrem Tische sitzen geblieben. Es verstand sich von selbst; sein Besuch galt ja nicht ihr.

Galt er nicht ihr?

Als er sie nach ihrer Meinung über den Anzug der Leiche fragte, war er rasch auf sie zugetreten; er stand schon neben ihr, als sie den Mund öffnete, um ihm zu antworten.

Aber den Mund hatte sie wohl geöffnet; eine Antwort kam nicht über ihre Lippen.

Die Lippen der Frau bewegten sich so sonderbar, gewiß nicht mit ihrem Willen. Mußte sie sich sagen, der Besuch des Chefs der Polizei gelte doch ihr?

Er hatte eine Frage an sie.

„Aber verlassen wir dieses Gemach,“ sagte er. „Unsere Anwesenheit muß die durchlauchtigsten Herrschaften nebenan stören.“

„Führen Sie uns in ein benachbartes Zimmer,“ befahl er der Amme.

Die Amme öffnete ein Zimmer zur Seite.

„Tragen Sie das Kind hinein,“ befahl er der Frau Wagner.

Die Frau mußte gehorchen. Sie konnte nur mit Widerstreben die Kindesleiche aus der Wiege nehmen, in ihren Armen tragen.

„Legen Sie es,“ befahl der Minister ferner,

„auf einen Stuhl; bedecken Sie es mit einem Tuche.“

Es geschah.

„Folgen Sie uns!“ befahl er dann den beiden Wärterinnen. „Sie, Frau Wurm, tragen die Lampe. Sie können auch Ihre Bibel mitnehmen.“

Die Wärterinnen folgten in das Zimmer der Amme; die Frau Wurm trug Bibel und Lampe.

„Sie können auch wieder lesen, Frau Wurm!“ sagte der Minister.

Die Frau setzte sich mit Bibel und Lampe wieder in einen Winkel des Zimmers und las.

Der Minister ging schweigend einige Minuten auf und ab.

Dann schritt er zu der Frau Wurm.

„Sie hatten vorhin wohl meine Frage nicht gehört, Frau Wurm!“

„Excellenz fragten mich?“

„Ich denke.“

Er beugte sich dabei zu der offenen Bibel nieder, sah hinein.

„Nun, nun, Frau Wurm, ich nehme es Ihnen nicht übel. Sie lasen in dem heiligen Buche. Bei welcher Stelle verweilten denn Ihre frommen Gedanken? «Deinen Willen, mein Gott, thue ich gern, und Dein Gesetz habe ich in meinem

Herzen!» Ah, ein schöner Spruch, Frau Wurm. Sie wollen ihn wohl recht fest in Ihre Seele einprägen, Sie hatten, wenn ich nicht irre, schon während Ihres Wachens bei Seiner Hoheit des Erbprinzen die Stelle gelesen! Mit großer Aufmerksamkeit unzweifelhaft!"

Er sprach die Worte mit jener höhnischen Gutmüthigkeit, die den Polizeibeamten so leicht eigen wird. Sein Blick ruhte dabei mit einer durchbohrenden Treuherzigkeit auf ihr. Er hatte von Blick und Stimme wohl einen anderen Erfolg erwartet, als er ihn erfahren sollte.

„Ja, Excellenz," sagte die Frau fest und klar, und indem ein himmlisch frommer Blick ihrer Augen seine Treuherzigkeit siegreich zu Boden schlug. „Ja, Excellenz, ich las in dem heiligen Buche, und ich war mit meiner ganzen Seele bei dem Spruche, der stets die Richtschnur meines Lebens war und mit der Hülfe des Herrn stets bleiben wird. Sie verziehen spöttisch den Mund, gnädiger Herr! — möchten die Hohen und Großen der Erde nie vergessen, daß sie, auch sie, ohne die Hülfe und Gnade Gottes, des Herrn aller Herren, nichts, gar nichts sind!"

Der Minister gehörte, wie es schien, zu den Persönlichkeiten, die ihre Geistesgegenwart nie

verlieren, sie also auch nicht wieder gewinnen müssen.

„Und die Bekleidung der kleinen Leiche dort?" fragte er.

„Die Unordnung der Bekleidung," sagte sie ruhig, „war auch mir schon aufgefallen; ich hatte an eine große Eile oder auch an Unerfahrenheit oder Ungeschicklichkeit beim Ankleiden gedacht."

„Sie hatten also meine Frage vorhin gehört, Frau Wurm?"

„Man muß das Eine thun und das Andere nicht lassen können."

Der Minister ließ ab von der frommen Frau. Er wandte sich zu der Frau Wagner.

„Seit wann stehen Sie im fürstlichen Dienste?"

„Seit einem halben Jahre."

„Wo dienten Sie früher?"

„Bei Ihrer Durchlaucht, der Prinzessin Alexander."

„In welcher Eigenschaft?"

„Als Wärterin der beiden prinzlichen Kinder."

„Wer engagirte Sie für den fürstlichen Dienst?"

„Die Kammerfrau Florence."

„Kannten Sie die Kammerfrau?"

„Sie hatte mich in dem Dienste bei der Frau Prinzessin kennen gelernt, und zu Ihrer Hoheit

von mir gesprochen, daß ich mit Kindern gut umzugehen verstehe. Da ließ Ihre Hoheit mich zu sich bescheiden. Ich gefiel ihr und wurde angenommen."

„Blieben Sie in Verbindung mit der Frau Prinzessin?"

„Ich mußte in meinen freien Stunden manchmal hinüber gehen; die jungen Prinzen hingen an mir."

„Sah die Frau Prinzessin es nicht ungern, daß Sie den Dienst bei ihr verließen?"

„Die Prinzen waren zu groß für meine Wartung geworden; da freute die Frau Prinzessin sich, daß ich hier wieder den guten Dienst erhielt."

„Sie wachten heute Nacht an der Wiege des Prinzen?"

„Von Mitternacht an. Bis dahin hatte Frau Wurm hier gewacht."

„Wurde das immer so gehalten?"

„Es war jede Nacht so."

„Fanden Sie die Frau Wurm hier, als Sie eintraten?"

„Sie mußte bleiben, bis ich kam."

„Saß sie an der Wiege?"

„Sie saß an dem Tische bei der Lampe."

„Wachte oder schlief sie?"

„Sie wachte. Sie las in der Bibel, wie immer, wenn der Prinz schlief.“

„Sprachen Sie mit ihr?“

„Sie ging, als ich kam, und wir wünschten uns eine gute Nacht.“

„Sie sprachen Nichts über den Prinzen?“

„Doch! Frau Wurm sagte mir, die Amme sei dagewesen und habe dem jungen Herrn Nahrung gereicht.“

„Das war Alles?“

„Das war Alles. Wir sprachen nicht mehr, um nicht Ihre Hoheit zu wecken.“

„Sahen Sie nach dem Prinzen?“

„Ich setzte mich an die Wiege und horchte hinein. Ich hörte Nichts, und dachte, der Prinz schlafe; er hatte immer einen sehr leisen Athem, so daß ich in der ersten Zeit manchmal ängstlich geworden war, wenn ich ihn nicht hörte.“

„Ich fragte, ob Sie nach dem Prinzen sahen.“

„Der Schirm der Lampe ließ kein Licht in die Wiege fallen. Hätte ich darin Etwas erkennen wollen, so mußte die Lampe näher gebracht werden, und der plötzliche Lichtschein hätte das Kind aufwecken können. Ich hatte ja auch gar keine Veranlassung zum Nachsehen.“

„Mich dünkt,“ bemerkte, nicht ohne Schärfe,

der Minister, „eine sorgsame und vorsichtige Wärterin hätte bei Uebernahme der Wache dringende Veranlassung gehabt, auf Alles zu achten, was zu ihrem Dienste gehört.“

Es war wohl ein schwerer Vorwurf für die Frau. Sie hatte keine Antwort darauf. Sie weinte still vor sich hin.

„Sie haben keine Antwort!“ sagte der scharf inquirirende Polizeiherr strenge.

Die weinende Frau schüttelte still den Kopf.

Der Minister hatte während seiner Frage mit einer kaum bemerkbaren Wendung des Hauptes einen raschen Blick zu der Frau Wurm hingeworfen.

Der Schein der Lampe, in dem die Frau saß, zeigte ihm ein triumphirendes Lächeln.

Er wandte sich wieder zu seiner Inquisitin.

„Sie untersuchten auch wohl nicht einmal die Ausgangsthüre, ob sie verschlossen war?“

Ein leises Nein schlich ängstlich über die Lippen der Frau.

„Thaten Sie das auch sonst nie?“

„Nein!“

„Warum nicht?“

„Wer konnte in dem bewachten Schlosse durch die Thüre eindringen?“

„Ein schwerer Verbrecher ist doch eingedrungen!“

Die Stimme des Ministers hatte einen immer strengeren Ton angenommen.

Die Frau Wagner mußte laut schluchzen.

„Ich Unglückliche! Auf mich soll alle Schuld fallen! Ich bin doch so unschuldig!“

Der Minister blickte wieder nach der Frau Wurm.

Das Gesicht der frommen Frau glänzte in stiller Freude. Sie verbarg es in ihrer Bibel, damit man es nicht sehen solle.

Die Kindesleiche mußte noch untersucht werden; es konnte auch jetzt nur durch eine äußerliche Besichtigung geschehen. Diese ergab wiederholt keine Spur einer Verletzung. Nur Eins fiel dem Minister auf:

„Das kleine Geschöpf ist so zart gegliedert, so fein gebildet, daß man annehmen könnte, es gehöre den höheren Ständen an!“

„Unsere Arbeit ist für diese Nacht beendet,“ erklärte der Minister dann.

Der Amme befahl er, ihr Zimmer aufzusuchen.

„Auch Sie, Frau Wurm, können sich zur Ruhe begeben.“

Als nur noch die Frau Wagner da war, sagte er zu dieser:

„Frau Wagner, auf Sie und die Frau Wurm fällt die Verantwortung für das Geschehene. Achten

Sie auf die Frau Wurm. Lassen Sie sie so wenig wie möglich aus den Augen, aber ohne daß sie es gewahrt. Finden Sie etwas Auffallendes, so theilen Sie es mir morgen mit."

Auch die Frau Wagner ging.

„Sie, lieber Medicinalrath," sagte der Chef der Polizei dann zu dem Arzte, „werden bei der Fürstin bleiben müssen. Schließen wir dieses Zimmer ab und nehmen Sie den Schlüssel zu sich. Sagen Sie dem Fürsten, wenn er fragt, was Sie für gut finden. Zuviel dürfen diese hohen Herren nicht erfahren, niemals Alles. — Ich bin zu Hause, wenn Etwas vorfällt. Gute Nacht!"

Der Minister ging damit.

Unten im Schloßportal befahl er wieder einem Soldaten von der Schloßwache:

„Wachtmeister Hahn soll herauskommen!"

Der Wachtmeister Hahn kam.

„Hahn," befahl ihm der Minister, „die Amme und die Wärterinnen des jungen Prinzen dürfen das Schloß nicht verlassen!"

„Zu Befehl, Excellenz!"

„Stellen Sie zur Vorsicht auf den Corridor, an dem ihre Stuben liegen, einen Posten."

„Zu Befehl!"

Der Minister kehrte in sein Hôtel zurück; zu

Fuße; den Wagen verschmähte er. Auf seinem Wege hätten seine verschiedenen Emissäre ihm begegnen können; zu Fuße konnte er sie anhalten, im Wagen nicht.

Keiner von ihnen hatte sich im Schlosse bei ihm gemeldet; keiner von ihnen war daher zurück. Keiner begegnete ihm auch; Niemand war während seiner Abwesenheit im Hôtel gewesen.

Es war gegen vier Uhr Morgens, noch immer dunkle Nacht.

Der Minister war ermüdet; er wollte sein Nachtlager aufsuchen.

„Wenn ganz dringend nach mir verlangt wird, so lassen Sie mich wecken," befahl er dem Secretär, der im Bureau die Nachtwache hatte.

Da hörte er Reiter, die in der Nacht durch die Straßen sprengten; sie nahten, von verschiedenen Seiten, sich sämmtlich dem Hôtel.

Er blieb in seinem Arbeitscabinet, unten in den Bureaus.

Es waren die berittenen Polizeisergeanten, die den verschiedenen Thorwachen den Befehl überbracht hatten, Keinen, der ein Kind mit sich führe, aus der Stadt zu lassen. Der Befehl war überall ausgerichtet. Die Beamten hatten zugleich überall die Versicherung erhalten, daß in der Nacht Nie-

mand, bei dem ein Kind zu vermuthen gewesen, das Thor verlassen habe.

„Dosse ist noch nicht zurück,“ sagte sich der Minister. „Er muß die Spur Hofer's gefunden haben.“

Dosse war der Polizeirath, dem er die Verfolgung des Lieutenants Hofer aufgetragen hatte.

Auch die Hoffnung, die er auf ihn hatte, sollte zu nichte werden.

Noch einmal sprengten Reiter die Straße herauf, hielten am Hôtel, sprangen von den Pferden.

Es waren der Polizeirath Dosse mit drei Gensd'armen.

Der Polizeirath wurde sofort in das Cabinet des Ministers geführt.

„Von Hofer keine Spur, Excellenz,“ war sein Rapport.

„An keinem Thore?“

„An keinem einzigen. Ueberall wurden die genauesten Erkundigungen eingezogen. Nirgends war der Lieutenant gesehen, nirgends ein Wagen auspassirt, in dem er sich hätte befinden können.“

Es war eine Mittheilung, die den Polizeichef befremden mußte.

An den Thoren der kleinen Residenzen pflegte und pflegt noch gegenwärtig eine genaue Controle

aller Ein- und Auspassirenden geführt zu werden, nicht etwa um der Sicherheit der Stadt, des Staates oder gar des regierenden Fürsten willen; aber Serenissimus pflegen wißbegierig zu sein, aus den Rapporten des Polizeipräsidenten alles Remarkable zu erfahren, das zur oder aus der Residenz gekommen ist. Manchem regierenden Herrn müssen die Thorrapporte zwei-, gar dreimal des Tages vorgelegt oder vorgetragen werden.

Hofer nicht auspassirt? Seine Sendung war allerdings eine geheime, gar ein Staatsgeheimniß. Aber war dieses denn auch nur der entferntesten Gefahr eines Verraths ausgesetzt, wenn der Lieutenant offen aus den Thoren der Residenz fuhr? Und das mußte Hofer ebensowohl wissen, wie der Minister es wußte. Da mußte Jener einen ganz besonderen Grund, ein Geheimniß für sich haben, das ihn zu solcher Heimlichkeit zwang. Welches Geheimniß konnte dies sein?

„Hm, Dosse, man kann die Residenz an zwei Stellen passiren, ohne ein Thor zu berühren.“

„An der Garten- und an der Bergvorstadt, Excellenz! Wir erkundigten uns auch da.“

„Und Sie erfuhren Nichts?“

„Durchaus Nichts. Niemand wußte von einem

Wagen, und zumal in der Nacht ist das Rollen eines Wagens dort ein Ereigniß."

Er entließ den Polizeirath.

„Erwarten wir den morgenden Tag, oder vielmehr den vollen Anbruch des heutigen."

Da betrat, wenige Minuten später, ein leichter, leiser Schritt die Eingangshalle des Hôtels.

„Excellenz zurück?" fragte eine Stimme den Posten am Thore.

Der Minister kannte die Stimme.

„Lohbach!" rief er, und eine neue Hoffnung erwachte in ihm. „Er kommt so eilig; er bringt Etwas. Er kommt so leise; er bringt ein Geheimniß, das er schon durch sein lautes Auftreten zu verrathen fürchtet."

„Polizeiinspector Lohbach!" wurde ihm gemeldet.

„Eintreten!"

Der unscheinbare, hagere, bürgerliche Mann trat ein.

„Bringen Sie Etwas, Lohbach?" rief ihm der ungeduldige Minister entgegen.

„Zu Befehl, Excellenz!"

„Theilen Sie mit!"

Der Mann war so trocken, wie er hager war; so rapportirte er:

„In der Gartenvorstadt in einem der letzten

Gärten wohnt die Wittwe Röder, verkauft Gemüse und Blumen und hat eine Tochter mit Namen Marzella. Die Tochter verfertigt Blumensträuße und Kränze und hat viel Geschick darin. Die Tochter ist jung und schön, und die Mutter ist eine alte Kupplerin. Vor drei Wochen ist die Tochter mit einem Knaben niedergekommen, vor drei Tagen ist das Kind gestorben. Der Lieutenant Hofer soll seit einiger Zeit des Abends in der Nähe des Gartens mehrmals gesehen sein."

Der Mann schloß damit seinen trockenen Bericht.

„Ist das Alles, Lohbach?" rief der Minister.

„Zu Befehl, Excellenz!"

„Von wem haben Sie Ihre Nachrichten?"

„Von einer Nachbarsfrau."

„Die zuverlässig ist?"

„Ich stehe für sie ein."

„Die Frau hat Ihnen sicher noch mehr mitgetheilt!"

„Zu Befehl, Excellenz. Aber alte Weiber schwatzen viel."

„Was schwatzte diese noch?"

„Das Mädchen sei brav; der Lieutenant habe das Kind umgebracht."

„So? Und wo habe er die Leiche gelassen?"

„Excellenz wissen schon, daß das Kind verschwunden ist!“

„Sie hörten es!“

„Zu Befehl! Die Nachbarin wußte es auch, und sie meinte auch, der Herr Hofer werde die Leiche geholt haben, um sie heimlich zu beerdigen.“

„Gut!“ sagte der Minister mit einer Handbewegung, die den Beamten entlassen solle.

Der Polizeiinspector blieb.

„Excellenz hatten mir noch einen Befehl ertheilt, mich nach Fräulein von Rauh zu erkundigen.“

„Ach,“ erwiderte der Minister in einem Tone, als wenn ihm an einer Auskunft über das Fräulein nicht viel mehr gelegen sei.

„Das gnädige Fräulein,“ berichtete der Inspector, „ist von ihrer Reise zurückgekehrt.“

„Allein?“

„Mit dem Herrn Obersten.“

„Wann?“

„Am gestrigen Abend.“

„Gut, Lohbach! Ich danke Ihnen!“

Lohbach ging.

Der Minister begab sich nicht zur Ruhe. Er hatte noch viel zu thun und anzuordnen.

4.

Die Prinzessin Alexander ging in ihrem Gemache wieder unruhig auf und ab. Es war an dem Tage nach der Nacht, deren Begebenheiten wir bisher erzählten. Die stolze Dame schien zugleich ermüdet zu sein. Ihre hohe, stattliche Gestalt vermochte kaum sich aufrecht zu halten; ihr Schritt war kein fester. Sie hatte eine unruhige Nacht gehabt; ihre Mienen zeigten, daß sie einem noch unruhigeren Tage entgegen sehe. Nach den Fenstern, die den ihrigen gegenüber lagen, blickte sie oft hinüber; ihr Blick war ein unsicherer und besorgter. Sie mußte von drüben noch keine Nachricht erhalten haben, und es war doch schon in später Morgenstunde, und in der Nacht mußten gerade hinter jenen Fenstern, in den Gemächern der Fürstin, sich die wichtigsten Ereignisse zugetragen haben, Ereignisse, die mit ihrer ent-

scheidenden Bedeutung für das Land, für die fürstliche Familie und namentlich für sie, die stolze Prinzessin selbst, einen Jeden, der sie vernahm, in das höchste Erstaunen, in fieberhafte Aufregung versetzen mußten. Und doch war von ihnen über den Raum von hundert Schritten, die der Schloßhof zwischen den Gemächern der Fürstin und denen der Prinzessin einnehmen mochte, noch keine Kunde gedrungen! Und irgend Etwas mußte nothwendig sich dort ereignet haben! Die hohe Dame hätte alle Welt danach fragen mögen; aber jede Frage hätte sie verrathen müssen.

Ein Wagen fuhr in den Schloßhof.

Jedes Geräusch schien heute für die Prinzessin ein Ereigniß zu sein; sie eilte an das Fenster. Sie sah einen gewöhnlichen Fiaker aus der Stadt, in dem vielleicht ein Schloßbeamter von seinen Geschäften zurückkehrte. Ihre Augen verfolgten ihn dennoch.

Er hielt an dem kleineren Schloßportale, das den Eingang zu der prinzlichen Wohnung bildete. Eine Dame stieg aus, war rasch unter dem Thore verschwunden; die Prinzessin hatte sie nicht erkannt. Es war wohl etwas völlig Gleichgültiges; es beunruhigte sie gleichwohl. Sie hatte indeß nicht Muße, lange darüber nachzudenken.

Ihr alter Kammerdiener scharrte leise an der Thüre, trat in das Zimmer.

„Endlich, Erdmann!“ rief sie ungeduldig ihm entgegen.

Dem alten vertrauten Diener, dem kein Geheimniß ihres Lebens, kein Fältchen ihres Innern verborgen war, durfte sie auch ihre Ungeduld zeigen, sie durfte auch mit brennender Spannung in seinem Gesichte eine Nachricht zu lesen versuchen, bevor seine Worte sie ihr mittheilen konnten.

Sie las Nichts in dem verschlossenen Gesichte.

„Noch immer Nichts?“ rief sie fast zornig.

Er zuckte schweigend die Achseln.

„Sprich!“ befahl sie.

„Man hört gar Nichts, gnädigste Prinzessin!“

„Fandest Du die Wurm nicht?“

„Niemand hatte sie gesehen.“

„Aber den Herrn von Stadel?“

„Auch ihn nicht. Es hieß, er habe schon früh das Schloß verlassen.“

„Und er kam nicht zu mir! Der Fürst ist zurück. Was hörtest Du von ihm?“

„Er hatte sich noch nicht gezeigt.“

„Und die Fürstin?“

„Man wußte auch von ihr Nichts. Sie müsse also eine gute Nacht gehabt haben, meinte man.“

„Man meinte das!“ wiederholte die Prinzessin zwischen den fest zusammengebissenen Zähnen.

„Hatte man die Gräfin Keller nicht gesehen?“

„Auch sie nicht. Man sieht sie des Morgens nie. Es ging überhaupt dort Alles seinen gewöhnlichen Gang.“

„Seinen gewöhnlichen Gang!“

Die Dame stampfte erzürnt den Boden. —

An der Thüre des Gemaches wurde draußen im Corridor leise gescharrt.

„Sieh nach, wer da ist!“ befahl die Prinzessin.

Der Diener ging hinaus, kam im nächsten Augenblicke mit einer Karte zurück, die er seiner Herrin überreichte.

„Eine Dame, die in einem Fiaker angekommen sei, bitte vorgelassen zu werden.“

Die Prinzessin hatte die Karte rasch gelesen.

„Nein!“ herrschte sie dem Diener zu.

Die Karte zerriß sie; die Stücke warf sie in den brennenden Camin.

Der Diener gab die verneinende Antwort in den Corridor hinaus, kehrte in das Gemach zurück, die Befehle der Herrin zu erwarten.

Sie hatte noch Befehle für ihn.

„Auch Hofer sahest Du nicht?“

„Durchlaucht hatten mir befohlen, nicht nach ihm zu fragen.“

„Man sprach auch nicht von ihm?“

„Niemand.“

„Stadel nicht, Hofer nicht!“ sprach die Prinzessin für sich.

„Durch wen,“ wandte sie sich dann zu dem Diener, „könntest Du Dich nach ihnen erkundigen lassen, ohne daß es auffiele?“

Der Diener sann nach.

„Ich werde Jemanden finden.“

„Aber sei vorsichtig!“

„Durchlaucht wissen, daß ich es stets bin.“

Er wollte gehen.

Wiederum scharrte es im Corridor an der Thüre.

Der Diener ging hinaus, um zu sehen, wer da sei, kehrte mit einem versiegelten Billet zurück, überreichte es der Prinzessin.

„Von der Dame, die ihre Karte gesandt hatte!“

Die Prinzessin wurde unwillig. Aber sie nahm das Billet an, ging dann mit ihm zu dem Camin, als wenn sie es ungelesen hinein werfen wolle, besann sich aber eines Anderen, zerriß das Siegel, durchflog das Papier, wurde blaß, durchschritt zweimal heftig das Zimmer, befahl dem Diener:

„Führe die Dame zu mir! Warte draußen.“

Der alte Diener ging.

Die Prinzessin durchmaß das Zimmer, ungeduldiger, zorniger.

Nach wenigen Minuten stand eine Dame in mittleren Jahren vor ihr, von hohem, schlankem, elegantem Wuchs; in dem feinen, blassen Gesicht Spuren großer früherer Schönheit, Adel in ihrer ganzen Erscheinung; einfach, sehr einfach gekleidet.

Sie war schweigend eingetreten. Sie blieb schweigend an der Thüre stehen. Sie machte keine Bewegung der Ehrfurcht vor der durchlauchtigen Frau; sie war aber keineswegs etwa verlegen, wie ein Blick auf ihre einfache Kleidung vielleicht hätte können vermuthen lassen. Sie stand ruhig und sicher und hatte die Augen fest, ernst, traurig auf die Prinzessin gerichtet, und die fürstliche Frau vermochte den Blick nicht zu ertragen.

Sie hatte wohl stolz und vornehm sich in die Mitte des Zimmers gestellt, das Gesicht kaum halb nach der Thüre gewandt, durch welche die Dame eintreten mußte; nur eines halben Seitenblickes sollte diese gewürdigt werden. So stand auch sie stumm, erwartend, daß die Fremde sie anreden werde.

Diese sprach; aber sie war ja keine Fremde für die Prinzessin.

„Leonore,“ sagte sie, „Du hast kein Wort der Begrüßung für mich?“

„Du kommst zu mir,“ erwiderte die Prinzessin. „Ich habe das erste Wort von Dir zu erwarten.“

„Auch keine Frage nach unserem Vater hast Du?“

„Sendet er Dich zu mir?“

„Nein! Wenn er wüßte, was mich zu Dir führt, das Herz würde ihm brechen.“

„Und was führt Dich zu mir?“

„Du lasest mein Billet!“

„Du drohtest mir darin!“

„Ich drohte Dir nicht; ich warnte Dich, und wenn meine Ausdrücke wie Drohungen klangen, ich hatte eine schwere Pflicht zu erfüllen, und konnte meine Worte nicht auf die Wagschale legen.“

„Eine Pflicht hättest Du zu erfüllen? Mir gegenüber?“

Die Prinzessin sprach es mit scharfem Hohne.

„Ja, Schwester!“ erwiderte mit ihrer Ruhe, aber auch in ihrem stillen Schmerze Antonie von Rauh. „Eine Pflicht der Liebe, könnte ich sagen, aber Du glaubst ja an keine Liebe, weil Dein Herz ohne Liebe ist. Da will ich Dir von Ehre sprechen. Du hast auch sie verleugnet, wie hoch Du zu stehen vermeinst. Aber Dein Vater ist der Mann der reinsten und unbeflecktesten Ehre, und

ich —? Nur ein einziges Mal in meinem Leben konnte frecher Betrug, niederträchtiger Verrath meine Ehre angreifen, einen Flecken auf sie werfen wollen. Meine Schwester war die Verrätherin, Du warst es! Dein Verrath —"

Die Prinzessin unterbrach das Fräulein.

Eine wilde Wuth durchzuckte den ganzen Körper der hohen, stattlichen, stolzen Dame; sie war kreideweiß geworden; ihre Lippen bebten; die Zähne schlugen aufeinander. Aber die Wuth war in ihrer Wildheit zugleich die der Ohnmacht. Sie wollte sprechen; sie konnte kein Wort hervorbringen.

„Elende!" Nur das eine Wort flog zischend über die bebenden Lippen.

Sie wollte die Hand, den Arm erheben; das Fräulein rief ihr ruhig zu:

„Rühre mich an, wenn Deine Leute Zeugen dessen sein sollen, was ich Dir zu sagen habe."

Die Prinzessin konnte sich beherrschen, wenn es sein mußte. Sie hatte es wohl in manchen Lagen gelernt, in denen es hatte sein müssen. Die Wuth zitterte noch in ihr; sie wußte sie in ihrem Innern zu verschließen.

„Was führt Dich zu mir?" fragte sie noch einmal. „Sprich, was Du mir zu sagen hast."

Antonie von Rauh bewahrte ihre Ruhe.

„Du wirst es erfahren. Vorher mußt Du Anderes von mir anhören. Unterbrich mich nicht wieder! Von Deinem Verrath sprach ich. Er brachte Dir goldene Früchte ein, den Purpurmantel gar. Ich sah Dich seitdem nicht bis heute. Als Prinzessin sehe ich Dich wieder. Aber die Früchte waren nur von außen Gold. Inwendig trugen sie die Wurmstiche der Sünde, des Verbrechens. Und Sünde und Verbrechen müssen stetig fortschreiten, finden ihren Endpunct erst auf dem Schaffot. Auf dem Schaffot, wenn sie auch auf einem Throne säßen. Und nun erfahre, was mich zu Dir führt. Aber nein! Ich muß zuvor noch eine weitere Genugthuung haben. Seit manchem Jahre habe ich auf den Augenblick gewartet, da ich Dich wiedersehen, da ich Dir gegenüber stehen würde, da ich den Spiegel Deines Lebens, Deiner Verbrechen Dir vorhalten könnte. Der Augenblick ist da; ich will ihn voll nehmen. Ja, ich hätte beinahe eine Unwahrheit zu Dir gesprochen. Nicht Liebe hat mich zu Dir geführt. Die Rache war es, im Bunde mit der Pflicht der Ehre. Vielleicht kehrt auch die Liebe zurück, wenn der Rache und der Pflicht genügt ist. — Und nun höre mir zu!“

Die feine, blasse Dame hatte sich höher und höher aufgerichtet; ihre Wangen hatten sich geröthet;

ihre Augen sprühten Feuer; der Adel ihrer Erscheinung war wie zu einer höheren, überwältigenden Macht geworden. Sie stand da, eine Göttin der zürnenden, strafenden Gerechtigkeit.

Und willenlos, ohnmächtig, wie der Verurtheilte der rächenden Gottheit, stand die fürstliche Schwester ihr gegenüber.

„Höre mir zu! Stolz und Hochmuth und Neid und Eifersucht waren die Eigenschaften, die Dich schon als Kind auszeichneten. Sie weckten schon früh die Sorge unseres Vaters, erfüllten mich mit Furcht vor Dir. Unsere Mutter hatten wir früh verloren; sie war bald nach meiner Geburt gestorben. Du warst die ältere Schwester und meine strenge Gebieterin. Der Vater war Adjutant des Fürsten. Wir Beiden kamen schon als Kinder an den Hof, wurden die Gespielinnen der beiden Prinzen, des armen Erbprinzen Alfred, des muthigen und edlen Prinzen Alexander. Der Erbprinz schloß sich an Dich an, vielmehr er unterwarf sich Deiner Herrschsucht; der Prinz Alexander fühlte sich zu mir hingezogen. Du hattest schon damals, kaum vierzehn Jahre alt, hochfliegende Pläne. Die Unterwürfigkeit des Erbprinzen schmeichelte Dir; die Anhänglichkeit, die der Prinz Alexander zu mir an den Tag legte, entflammte

Deine Eifersucht. Du hattest davon gehört, daß der Prinz zum regierenden Herrn bestimmt sei. Ich hatte von dergleichen keine Ahnung. Wir wurden älter. Der alte Fürst starb. Der Erbprinz Alfred wurde regierender Fürst, durfte seiner Jugendfreundschaften sich nicht mehr erinnern, wurde von Damengesellschaften fern gehalten, sah Dich nicht wieder, hatte Dich längst vergessen. Der Prinz Alexander ging in fremde Kriegsdienste. Er hatte Abschied von mir genommen, offen vor der Welt; auch Du warst zugegen. «Ich komme zurück, Fräulein Antonie,» hatte er zu mir gesagt, mit einem Händedruck, den auch Du fühltest, daß das Blut in Deinen Adern erstarren wollte, mit einem Blicke, der Dich zur Furie machte. Er kam zurück, nach Jahren, mit Kriegsruhm bekränzt. Seine erste Ausfahrt war zu mir. Du warst nicht da. Er sah mich allein. «Haben Sie mich im treuen Gedächtnisse behalten?» war seine erste Frage. Dem Drucke seiner Hand, dem Blicke seiner Augen — konnte ich ihnen gegenüber eine Lüge sagen? Meine Lippen mußten es. Kühl antwortete ich ihm, ich habe recht sehr mich gefreut, wenn ich in den Zeitungen den Namen Seiner Durchlaucht gefunden hatte. Aber seine Augen hatten in den meinigen gelesen, und die Augen haben

keine Lügen. Er sagte mir das, und er sagte mir dabei, daß mein Andenken stets in seinem Herzen gelebt habe, mein Bild stets darin leben werde, und er wiederholte, daß mein Auge nicht lüge; nur meine Lippen seien grausam, und er bat um ein Wort der Erwiderung seiner Liebe. Wohl erinnerte ich ihn daran, daß er, also auch seine Hand dem Throne gehöre. «Nie!» rief er; er werde feierlich und bündig auf den Thron verzichten. «Ich müsse mit meinem Vater mich berathen,» schob ich eine Entscheidung hinaus. Er war damit einverstanden.

„Ich sah ihn nicht wieder.

„Ich sprach mit dem Vater. Er erschrak. Das sei eine Angelegenheit, die der reiflichsten Erwägung bedürfe. Ich solle mich einige Tage lang vor dem Prinzen verleugnen, wenn er wieder komme. Er kam wieder; ich ließ mich verleugnen.

„Da warst auch Du zurückgekehrt.

„Der Vater — er war schwach gegen Dich — theilte Dir das Vorgefallene mit.

„Du ersannst eine List der Hölle.

„Als der Prinz zum zweiten Male wiederkam, empfingst Du ihn, ohne mein Vorwissen, sprachst über mich zu ihm, hattest Thränen in den Augen, und theiltest ihm mit, ich sei seiner nicht würdig;

ich betrüge ihn; ich unterhalte eine andere heimliche Liebe; Du wollest ihm die Beweise liefern, wenn er am morgenden Abende sich wieder einfinde. Er fand am folgenden Abende sich ein. Du warst nicht da; Deine Zofe überreichte ihm ein Billet von Dir. Darin schriebst Du ihm, ein Unwohlsein des Vaters halte Dich bei diesem zurück; er möge sich in den Garten begeben; in der zweiten Laube rechts werde er mich finden, nicht mich allein. Er suchte den Garten auf, die Laube. In dem Dunkel des Abends schlich er zu dieser. Er hört schon in der Ferne Flüstern darin; er schleicht näher. Er hört Küsse.

„Du warst es, mit einem Buhlen, den Du Ehrvergessene Dir hieltest.

„Er hielt Dich für mich.

„Er suchte mich aus seinem Herzen zu verbannen.

„Dein erlogenes Mitleid mit ihm, Deine erheuchelte Trauer über mich kamen seinem Bestreben zu Hülfe. Doch nein! Nur eine Zeit lang vermochtest Du meinen Platz in seinem Innern einzunehmen, das brave, edle, arglose Herz ganz zu umstricken. Er mußte sich heimlich mit Dir vermählen lassen. Du wurdest dann von dem fremden Monarchen zur Reichsgräfin erhoben. Der Fürst, der sich nie zu vermählen gedachte, erkannte Dich

als die ebenbürtige Gemahlin seines Bruders an. Dein Sohn war bestimmt, künftig der Regent dieses Landes zu werden.

„Es sollte anders kommen.

„Politische Verhältnisse zwangen den Fürsten, sich zu vermählen.

„Die Fürstin gebar vor einigen Wochen einen Thronerben.

„Du mußtest ein neues Verbrechen begehen.

„Hast Du es begangen? Hast Du Dich dem Schaffot überliefert? Soll Dein Vater, der stets der Mann der Ehre war, mit der Schande, der Vater einer Mörderin zu sein, sein graues Haupt in die Grube legen?

„Ich muß das wissen. Darum bin ich hier!“

Antonie von Rauh schloß, oder machte eine Pause.

Sie hatte, wie sehr jedes ihrer Worte sie ergreifen mochte, mit jener Ruhe sprechen können, die von dem Adel der Seele unzertrennlich ist.

Die Prinzessin hatte einer Vernichteten gleich stumm zugehört. Nach und nach hatte sie sich zu sammeln, jene äußere Ruhe wieder zu gewinnen vermocht, zu der auch das verkommene, verhärtete Herz sich aufraffen kann.

Ihre Miene zeigte frechen Hohn.

„Du hast ein sonderbares Vertrauen zu mir, meine Schwester! Ich soll mich als eine Mörderin bekennen!“

„Unglückliche!“ erwiderte die Schwester. „Ist nicht dieser Hohn Dein Verräther? Aber höre mir ferner zu.

„Du sahest uns seit Jahren nicht mehr. Deinen Vater konntest Du nicht sehen; ich wollte Dich nicht sehen. Aber unserer Wohnung wirst Du Dich noch erinnern, der kleinen Villa da hinten in der Gartenvorstadt. Unsere Nachbarin ist die Wittwe Röder, in dem kleinen Blumengarten, von dessen Ertrage sie mit ihrer Tochter lebt. Die Tochter verfertigt Bouquets und Kränze, die Mutter verkauft sie. Die Tochter Marzella — das hübsche Kind kanntest Du — sie ist ein schönes Mädchen geworden, und in ihrer Unerfahrenheit die Beute eines herzlosen Verführers. Vor drei Wochen gebar sie einen Knaben. Vor drei Tagen starb das Kind —“

Die Prinzessin unterbrach die Schwester:

„Warum erzählst Du mir alltägliche Geschichten?“

„Gebe der Himmel, Schwester,“ erwiderte das Fräulein, „daß diese alltägliche Geschichte Dich nicht berührt!“

„Pah, mich?“

Die hohe Dame war doch stutzig geworden.

„In der letzten Nacht," fuhr das Fräulein fort, „wurde der unglücklichen Mutter die Leiche ihres Kindes geraubt. Der Räuber — Ah, Leonore, kennst Du den Lieutenant Hofer?"

„Wie?" rief die erbleichende Dame.

Auch Antonie Rauh erbleichte.

„Unglückliche, Du kennst ihn!"

„Was soll er? Was ist es mit ihm?"

„Hofer ist der Vater des Kindes. Hofer hat am gestrigen Abend die Leiche geraubt. Die Mutter des Mädchens theilte in ihrer Herzensangst es mir mit; sie suchte Rath bei mir; die Polizei hatte bei ihr nachgesucht und nachgefragt; der Polizeiminister selbst. Er war unmittelbar vorher bei uns gewesen, hatte den Vater nach der Familie Röder gefragt. Der Minister und der Vater sind alte Freunde. Der Minister hatte zugleich von einem entsetzlichen Ereignisse des fürstlichen Schlosses gesprochen, das ein Geheimniß bleiben müsse. Der Vater theilte es mir ohne Argwohn mit. Vor mir standest Du, mit Deinem maßlosen, furchtbaren Hochmuthe, der, nachdem er einmal die Bahn des Verbrechens beschritten hatte, darauf weiter bis zum Schaffot gehen mußte. Und — unglückliche

Schwester — ich hatte Recht; ich sehe es, meine Schwester ist die Mörderin. Mein armer Vater!“

Die Prinzessin, die starke, kräftige Dame, hatte sich nicht mehr aufrecht halten können; sie war in einen Sessel gesunken; sie lag da wie eine Leiche. Nur wenige Augenblicke. Dann konnte ihre starke Natur sich wieder aufraffen. Aber eine wilde Wuth hatte sich ihrer bemächtigt.

„Der Elende! Betrogen! Ah, der Schurke!“

Sie tobte, sie wollte sich die Kleider zerreißen.

Vor ihr stand in tiefer Trauer die edle Schwester. Sie hatte die Wahrheit errathen, und die Wahrheit ging weit über das hinaus, was sie gefürchtet hatte.

„Arme Leonore,“ rief sie aus, „betrogen hat Dich der Mensch! Auch Dich! Ah, so bist Du durch das lebende Kind auf ewig seine Sclavin. Wie willst Du Dich retten? Kann ich Dir helfen? Ueberlegen wir —“

Die Wuth des entsetzlichen Weibes hatte sich gesteigert. Die Liebe der Schwester hatte sie entflammt, die so edel, so hoch vor ihr stand, der gegenüber sie die elende, verworfene, geächtete Verbrecherin war.

„Verlaß mich, Elende!“ rief sie.

Antonie Rauh verließ sie.

— — — — — — — — — — —

Drüben in dem weitläufigen stolzen Fürstenbau, in der sogenannten fürstlichen Residenz, hatte sich unterdeß etwas Anderes ereignet.

Der Polizeiminister hatte sich wieder eingefunden, den Leibarzt zu sich bitten lassen, der die Nacht am Bette der plötzlich schwer erkrankten Fürstin zugebracht hatte.

„Wie geht es der Kranken, Medicinalrath?“

Der Arzt zuckte die Achseln.

„Für den Augenblick schlecht!“

„Nur für den Augenblick! Hoffnung wäre also nicht ausgeschlossen?“

„Nein!“

„Aber schwer krank ist die arme Dame?“

„Das ganze Nervensystem ist in einer furchtbaren Aufregung, fast in Zerrüttung.“

„Und wie lange kann dieser Zustand dauern?“

„Immer noch einige Tage.“

„Während dieser Zeit darf sie keine Antwort erhalten, wenn sie nach den Ereignissen der Nacht fragt?“

„Unter keinen Umständen!“

„Gut! Was macht der Fürst?“

„Ich schickte ihn zur Ruhe. Er schläft.“

„Ah, er schläft! Auch gut! Wird er zu der Fürstin dürfen?“

„Man wird ihn nicht zurückhalten können.“

„Pah, Medicinalrath, der Mensch kann nach dem Sprüchwort Alles, was er will. Der Arzt kann es ohne das Sprüchwort. Wenn Sie das Erscheinen des Fürsten am Bette Ihrer Hoheit, ja nur in dem Schlafgemache verbieten, so darf er nicht kommen, und er wird nicht kommen. Sie werden es verbieten?“

„Wenn es nothwendig ist!“

„Es ist nothwendig!“

„Darf ich Excellenz fragen, warum?“

„Die Antwort hat ihre Schwierigkeiten, lieber Medicinalrath. Indeß erwägen oder vernehmen Sie Folgendes: Ich war noch nicht im Stande, eine Stellung zu dem jungen Erbprinzen einzunehmen.“

Der Arzt sah den Minister fragend an.

„Meine Worte sind Ihnen ein Räthsel?“ fragte der Polizeichef.

„In der That, Excellenz!“

„Sie waren doch deutlich. Ich weiß nicht, ob das fürstliche Kind lebt oder todt ist. Da darf auch das fürstliche Paar es nicht wissen.“

„Der Grund?“

„Staatsraison! Ihr Nachdenken wird Sie leicht darauf führen, und damit verbinde ich eine Bitte. Mit der Fürstin werden Sie, nach Ihren eigenen Aeußerungen, über das verschwundene Kind überhaupt nicht sprechen. Spricht der Fürst mit Ihnen, so antworten Sie ihm in jenem Sinne.“

Der Arzt mußte noch einmal den Minister fragend ansehen.

„Ich bekenne, Excellenz, daß ich den Sinn Ihrer Worte in der That noch nicht gefaßt habe.“

„Gleichviel,“ erwiderte der Minister in der leichten Art und Weise, mit der er wichtige Angelegenheiten zu behandeln verstand. „Gleichviel, mein lieber Medicinalrath! Ungefragt werden Sie mit dem Fürsten über den Prinzen nicht sprechen. Fragt er Sie, so lassen Sie sich zunächst von ihm mittheilen, was ich ihm gesagt habe. Sie erfahren dann von ihm den Sinn meiner Worte, wenigstens denjenigen Sinn, in dem er sie aufgefaßt hat, und darauf kommt es an.“

Der Arzt war damit entlassen.

Der Minister befahl, die Amme und die Wärterinnen des Prinzen einzeln zu ihm zu führen. Zuerst die Amme.

Er empfing sie strenge.

„Hat Sie seit der gestrigen Nacht mit Jemandem über den Erbprinzen gesprochen?"

„Mit keinem Menschen, Excellenz!"

„Das war Ihr gerathen. Jedes Wort, das Sie mit irgend einem Dritten darüber redet, bringt Sie zeitlebens in das Zuchthaus."

Die Frau zitterte am ganzen Körper.

„Hüte Sie daher Ihre Zunge und selbst Ihre Augen. Fragt Sie Einer nach dem Kinde, so sagt Sie, es befinde sich wohl. Es ist das keine Lüge. Sie wird es erfahren."

Die Frau sah ihn wohl verwundert an; aber sie war entlassen.

Die Frau Wagner mußte erscheinen. Sie wurde nicht minder strenge empfangen, als die Amme.

„Sie, Frau, trifft alle Verantwortlichkeit in Betreff des Erbprinzen, sei er todt oder lebend."

Die Frau wollte schon in Thränen zerfließen.

„Bei Allem, was heilig ist, ich weiß von Nichts, ich bin unschuldig wie ein neugeborenes Kind."

„Sie hat keine Beweise. Sie wachte zuletzt bei dem Prinzen!"

„Wie mußte das Unglück über mich kommen!"

„Sie kann es von sich abwenden!"

Die Frau horchte auf.

„Die Spur des Mörders oder Räubers," fuhr

er fort, „wird gesucht. Noch ist er nicht gefunden. Ist Sie unschuldig, so kann das nur durch das Auffinden des Verbrechers festgestellt werden. Er kann nur aufgefunden werden, wenn über den Tod oder das Verschwinden des Prinzen nicht das Geringste bekannt wird. Sie schweigt daher gegen Jedermann darüber. Fragt man Sie, so sagt Sie, Sie habe den Dienst nicht mehr bei dem Kinde. Sie kann gehen."

Die Frau Wurm mußte vorkommen.

Sie empfing er gütig.

„Frau Wurm, Sie haben wahrgenommen, daß ich Sie von Anfang an für unschuldig an dem Unglücke hielt, das sich hier zugetragen hat."

„Gott, der Allwissende," suchte die Frau zu schluchzen, „muß Zeugniß für meine Unschuld ablegen."

„Ja, ja! Sie können aber auch dazu thun."

„Alles, Excellenz, was in meinen schwachen Kräften steht."

„Sie allein sollen bei dem Kinde wachen. Sie ganz allein! Bei Tag und bei Nacht. Es wird dafür Sorge getragen werden, daß Alles, was Sie bedürfen, Ihnen in das Nebenzimmer gebracht wird. Zu der Wiege lassen Sie Niemanden."

„Kein Mensch soll herantreten, Excellenz?"

„Mit einer einzigen Ausnahme, Frau Wurm. Ihre Hoheit die Fürstin ist so schwach, daß sie weder zu der Wiege sich begeben, noch das Kind zu sich bringen lassen darf. Der Fürst dagegen wird es sehen wollen. Ihn lassen Sie herein und heran treten, das Kind besehen, betrachten; nur berühren darf er es nicht; will er den Versuch machen, so sagen Sie, das werde den Schlaf des Prinzen stören. Sagt er Ihnen, das Kind sei ja todt, so erklären Sie, es schlafe ja so süß; Hoheit möchten nur so gnädig sein, selbst nach dem ruhigen, leisen Athem zu horchen. Er wird Ihnen glauben. Sagt er Ihnen, das Kind in der Wiege sei ein fremdes, nicht der junge Prinz, so erwidern Sie ihm, das sei eine beklagenswerthe Täuschung Ihrer Hoheit der Fürstin gewesen, hervorgebracht durch eine plötzliche heftige Nervenaufregung; bei zart organisirten Wöchnerinnen finde man ähnliche Erscheinungen öfters. Noch Eins! Er wird Ihnen einwerfen wollen, er selbst habe das todte Kind gesehen; erwidern Sie darauf, die Angst und die Aufregung Ihrer Hoheit der Fürstin habe in dem ersten Augenblicke sich ihm mitgetheilt, und da habe er nicht mit den eigenen Augen, sondern nur mit denen der Fürstin gesehen. Haben Sie Alles wohl verstanden, Frau Wurm?“

„Vollkommen, Excellenz.“

„So befolgen Sie es genau. Denken Sie immer an das lebenslängliche Zuchthaus!“

Sie ging mit unterthänigstem Danke für alle die Gnade, die Seine Excellenz ihr beweise.

Die Aufgabe, die der Polizeichef sich gestellt hatte, war noch nicht zu Ende.

Er ließ die Gräfin Keller um eine Audienz bitten, nur auf wenige Minuten.

Sie empfing ihn sofort in ihrem Zimmer.

„Gnädigste Gräfin, es muß vor Allem für die Erhaltung Ihrer Hoheit gesorgt werden. Ich habe mit dem Leibarzte gesprochen. Er bedarf zunächst Ihrer Hülfe. Die Nerven der hohen Dame müssen beruhigt werden. Der Medicinalrath wird schon Ihre Aufmerksamkeit darauf gelenkt haben, daß namentlich jedes Gespräch mit ihr über die Ereignisse der vergangenen Nacht zu vermeiden sei. Ich möchte mir dazu noch eine besondere Bitte erlauben, die, Ihre Hoheit darauf vorzubereiten — freilich nur, wenn sie dringend fragt — daß der Prinz lebe und daß Hoffnung zu seiner Wiederauffindung vorhanden sei.“

„Excellenz haben diese Hoffnung?“ fragte die Gräfin.

„Ich gebe sie nicht auf.“

„Und wenn sie getäuscht würde? Würde die leiseste Anregung nicht das Gegentheil von dem herbeiführen, was bezweckt werden soll?“

„Ich fürchte nicht. Es giebt auch Lagen, in denen die Ungewißheit, das Hoffen und Fürchten, besser ist, wohlthätiger wirkt, als die Gewißheit eines Unglückes. Indeß stelle ich Alles Ihrer Erwägung anheim. Ihre Einsicht, Ihr Tact werden das Richtige treffen.“

Der Minister verabschiedete sich von der Hofdame. Er hatte noch einen, den letzten und wichtigsten Gang.

Er ließ sich bei dem Fürsten anmelden. Er wurde sofort angenommen.

Der regierende Herr befand sich in seinem Cabinet; er war sehr traurig. Den Minister ließ er lange Zeit nicht zum Worte kommen.

„Ach, lieber Leonstein, liebe Excellenz, was haben wir verloren! Mein Kind! Den Thronerben! Meine arme Frau! Das Land! Ja, das ganze Land! Welche Nachrichten bringen Sie mir? Ach, ich sehe es Ihrem betrübten Gesichte an, es sind keine guten! Sie haben den Verbrecher nicht gefunden! Sie haben gewiß Alles gethan, was möglich war. Sie sind ein so tüchtiger und eifriger Beamter, und der Medicinalrath sagte mir, hier

könne nur noch die Polizei helfen. Also, Sie haben noch Nichts ermittelt! Wie werden wir das meiner armen Frau beibringen! Waren Sie schon bei ihr? Wie haben Sie die Fürstin gefunden? Theilen Sie es mir mit! Ach, ich durfte ja nicht bei ihr bleiben. Man entfernte mich mit Gewalt von ihrem Bette; sie müsse volle Ruhe haben; mein Schmerz vermehre ihren Schmerz. Ach, hat Sie sich etwas erholt? Theilen Sie es mir mit. Aber Alles!"

Die Sehnsucht des guten Fürsten, Nachricht über seine Gemahlin zu erhalten, hatte endlich den Strom seiner Rede gehemmt.

„Hoheit," erwiderte der Minister, „ich komme nicht von Ihrer durchlauchtigsten Gemahlin. Aber ich sprach vor wenigen Minuten die Gräfin Keller, und von ihr erfuhr ich, daß Ihre Hoheit zwar noch sehr schwach sei, und vor jeder, auch nur der geringsten Emotion strengstens bewahrt werden müsse, daß dann aber der Zustand der hohen Kranken keine ernstliche Befürchtung darbiete. Das wäre die erste, und, Gott sei gedankt, erfreuliche Meldung, die Eurer Hoheit ich unterthänigst abzustatten hätte. Des Weiteren sind sodann meine Meldungen wenigstens der Art, daß sie zu guten Hoffnungen für einen glücklichen Ausgang der

entsetzlichen Katastrophe der vergangenen Nacht berechtigen. Der junge Erbprinz ist nicht todt —“

„Wie, wie?“ rief der Fürst, „Sie haben ihn wiedergefunden? Mein Kind ist wieder da? Es wäre wirklich verschwunden gewesen? Ach, meine arme, meine liebe Frau! Erzählen Sie mir! Geschwind!“

Der Minister war in ein prächtiges Erstaunen gerathen.

„Ich habe nicht die Gnade, Eure Hoheit zu verstehen. Der junge Prinz sei verschwunden gewesen?“

„Das wissen Sie nicht?“ rief der Fürst. „Die arme Fürstin selbst hielt ja ein todtes fremdes Kind in ihren Armen!“

„Ah, jetzt verstehe ich Eure Hoheit. Sie sind noch in dem Glauben, in den allerdings der erste Schreck Ihrer Hoheit alle Welt versetzt hatte! Die hohe Dame hatte in der furchtbaren Aufregung ihrer Nerven ihr eigenes Kind nicht erkannt, war von dem Wahne umfangen gewesen, es sei ein fremdes Kind, das sie in ihren Armen halte. Die Phantasie der unglücklichen Herrin soll sich noch jetzt mit dieser Vorstellung beschäftigen, obgleich der Prinz keinen Augenblick verwechselt oder verschwunden gewesen ist.“

Das Erstaunen war jetzt auf Seite des Fürsten; aber es wurde von einer lauten Freude überwogen.

„Ja, ja, liebe Excellenz, mir war gleich der Gedanke gekommen, daß meine arme Frau sich getäuscht haben müsse. Wer hätte ein Fürstenkind aus der Wiege, hier aus dem Schlosse, aus der unmittelbaren Nähe seiner Mutter, seiner Wärterinnen, der ganzen Dienerschaft, der Schloßwache, rauben können! Niemals hat die Geschichte eines Fürstenhauses dergleichen gezeigt. Ich kenne die Geschichte aller europäischen Regentenhäuser. Der sächsische Prinzenraub durch Kunz von Kaufungen war ganz etwas Anderes. Ich wollte und konnte auch dem Wahnglauben meiner armen Frau nicht beitreten. Aber sie ließ mich ja das Kind nicht einmal ansehen, und um sie nicht noch mehr aufzuregen, wagte ich keinen Widerspruch gegen sie. Indeß, was haben wir damit gewonnen, mein lieber Leonstein? Todt bleibt unser armes Kind nun doch einmal, und —“

Der Minister unterbrach den Fürsten. Dem gutmüthigen Herrn gegenüber hatte er es schon wohl wagen müssen.

„Hoheit halten zu Gnaden —“

Da unterbrach auch der Fürst.

„Liebe Excellenz, dagegen mögen Sie nun sagen,

was Sie wollen! Todt war das Kind. Das war keine Phantasie der Fürstin. Das sah ich mit meinen eigenen Augen."

Er begleitete die Worte mit dem überlegenen gutmüthigen Lächeln, das er stets hatte, wenn ihm die Freude zu Theil wurde, Recht zu haben, und regierende Fürsten können diese Freude oft haben.

Der Minister widersprach ihm nicht ferner.

Der Fürst aber sprach weiter, und der Ausdruck seines Gesichts wurde wieder ein schmerzlicher:

„Ein großes Unglück ist noch dabei, liebe Excellenz, daß das arme Kind ohne alles feierliche Leichengepränge in der Gruft seiner fürstlichen Ahnen wird beigesetzt werden müssen. Sie sehen mich erstaunt an! Das arme Kind hatte die heilige Taufe noch nicht empfangen, führte noch nicht einmal einen Namen. Ein namenloses Kind, gar ein namenloser Prinz, öffentlich und feierlich zur Erde bestattet! Es wird nicht angehen. Aber das ist eine Angelegenheit, die ausführlich mit dem Hofmarschall besprochen werden muß. Er muß in dem Hausarchive Nachsuchung halten, bei befreundeten Höfen anfragen. Ich werde noch heute mit ihm sprechen."

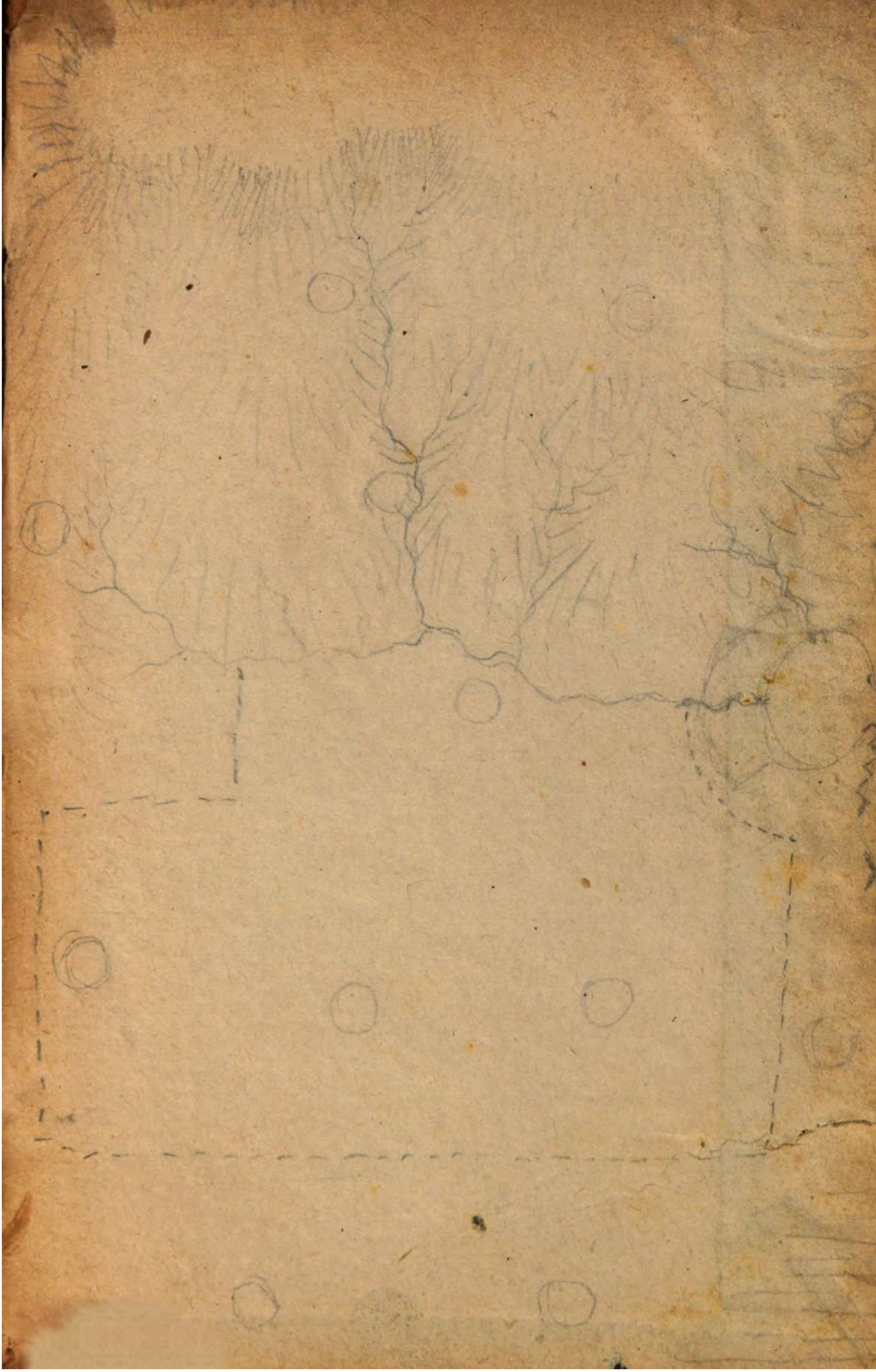
Der Minister war damit entlassen, und er

verließ das Cabinet Seiner Hoheit nicht ohne eine gewisse Befriedigung.

Das Proletarierkind als Erbprinz in der Gruft der fürstlichen Ahnen! Gar mit feierlichem Leichengepränge und allgemeiner Landestrauer! Pah! Macht denn der Tod nicht Alles gleich!

Ende des ersten Bandes.

Leipzig, Druck von A. Edelmann.



Temme, Jodocus Donatus Hubertus,

Ein Erbprinz Roman

Bd.: 1. Band

Leipzig 1878